# Kinderjahre in Ostwestfalen

und andere Erinnerungen
an bewegte Zeiten

# Kinderjahre in Ostwestfalen

und andere Erinnerungen
an bewegte Zeiten

von Ingrid Siepmann

Herausgegeben von der
Geschichtswerkstatt Exter e. V.

ISSN 1619 - 7828 - Beiträge zur Ortsgeschichte - Nr. SD05
Herausgegeben von der Geschichtswerkstatt Exter e. V., 32602 Vlotho
Herstellung: Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany
© 2009 - Alle Rechte vorbehalten

# Kinderjahre in Ostwestfalen

## Inhaltsübersicht

**Erstes Buch**
Eine Kindheit im dritten Reich
1931 – 1945
*Seite 7*

**Zweites Buch**
Die turbulenten Nachkriegsjahre
1945 – 1965
*Seite 92*

**Drittes Buch**
Auch die letzten Jahrzehnte sind bereits Vergangenheit
1965 – 2008
*Seite 130*

**Inhaltsverzeichnis - Register**
*Seite 148*

## Vorwort der Autorin

Wenn man „in die Jahre“ kommt, wie man in Ostwestfalen sagt, denkt man häufiger an die längst vergangene Zeit der Kindheit zurück. Die Kinder und teilweise auch die jungen Erwachsenen von heute haben oft nur noch vage Vorstellungen vom Leben in jener Zeit, als ich Kind war.

Daher kam mir die Idee, für meine kleine Enkelin ein wenig von dem Leben in der „guten alten Zeit“ aufzuschreiben, damit sie etwas von den Lebensbedingungen und den politischen Verhältnissen jener Zeit erfährt. Die Zahl der Menschen, die diese Jahre miterlebt haben, wird immer kleiner. Meine ersten Erinnerungen reichen immerhin gut 70 Jahre zurück.

Ich hoffe, dass sich in meinen Erinnerungen Dichtung und Wahrheit nicht zu sehr vermischen. Danken möchte ich nicht zuletzt meiner Tochter Ulrike für die Anregungen, die zum Gelingen dieses Buches viel beigetragen haben.

*Ingrid Siepmann, Vlotho, November 2009*

## Vorwort der Geschichtswerkstatt

Diese Lebenserinnerungen spiegeln nicht allein das Leben einer Exteranerin wider. Ingrid Siepmann ist eine geborene Pecher und entstammt der Familie, deren Werk jahrzehntelang weit über unseren Ortes hinaus präsent war und sicher auch noch ist. Die Küchenmöbelfabrik Pecher in Exter war das größte Unternehmen seiner Art im Ort und hatte den längsten Bestand. Unternehmen wie dieses und die Menschen, die darin arbeiteten, ob an der Spitze oder in der Produktion, haben entscheidend dazu beigetragen, unsere Region zu dem zu machen, was sie noch immer ist: Das Küchenmöbelzentrum Deutschlands.

In ihren Erinnerungen lässt Ingrid Siepmann nicht nur für sich selbst und ihre Enkelin ihr Leben an sich vorüberziehen, das eng verbunden war mit dem elterlichen Betrieb. Wir freuen uns, sie in unserer Schriftenreihe vielen anderen Menschen zugänglich machen zu dürfen.

*Geschichtswerkstatt Exter, Vlotho, im November 2009*

# Kindheit im Dritten Reich

Die politische und wirtschaftliche Lage war schlimm als ich geboren wurde. In den Jahren vor meiner Geburt war es um Deutschland schlecht bestellt. Der letzte deutsche Kaiser, Wilhelm II., ein Herrscher ohne jedes politische Talent, war aus übertriebenem Pflichtbewusstsein gegenüber dem österreichischen Kaiser Franz-Joseph mit diesem in den ersten Weltkrieg gezogen als der österreichische Thronfolger in Sarajewo ermordet worden war.

Der Krieg war ein Fiasko. Er endete 1918 mit der Kapitulation Deutschlands und Österreichs und hatte katastrophale Folgen. Dass Wilhelm seinen Thron verlor und nach Holland ins Exil gehen musste, war kein Unglück für Deutschland. Schlimm waren die vielen Toten, die Gebietsverluste und die ungeheuren Reparationszahlungen, die den Deutschen im Versailler Vertrag aufgebürdet wurden. Das Rheinland und das Ruhrgebiet waren für Jahre von den Franzosen besetzt.

Im Krieg hatten fast zwei Millionen deutsche Soldaten ihr Leben verloren, viele Todesopfer forderte auch die Hungersnot 1917 bis Ende des Krieges. 1918 starben an einer Grippeepidemie weltweit 27 - 50 Millionen Menschen, allein in Deutschland 300.000.

Das Geld, das für die Reparationszahlungen aufgebracht werden musste, fehlte in der Wirtschaft. Die Zahl der Arbeitslosen wuchs ständig. Die Inflation nahm beängstigende Formen an, die gute alte Goldmark gehörte der Vergangenheit an. Das Papiergeld mit den astronomisch hohen aufgedruckten Werten war schon wieder wertlos, kaum dass es die Druckpressen verlassen hatte. Ein Kilogramm Fleisch kostete schließlich 260 Millionen Mark.

Diesem Spuk setzte die Währungsreform 1923 ein Ende. Es gab jetzt die Rentenmark. Das Geld der Menschen jedoch war futsch und damit alle in besseren Zeiten zurückgelegten Ersparnisse. Für 1 Million Papiermark gab es eine ganze Rentenmark.

Wirtschaftlich aber ging es jetzt aufwärts. Man sprach vom „Wunder der Rentenmark“. Die Zahl der Arbeitslosen sank. Die Menschen fassten wieder Mut. Ein neues Lebensgefühl breitete sich aus. Kunst und Kultur erlebten eine Blütezeit, befreit vom Zwang von Krieg und Kaiserzeit.

Die Frauen trugen jetzt Bubikopf statt langer Haare, die Röcke wurden kürzer. Man tanzte Foxtrott, Tango und Charleston und gab sich locker und frivol, Amerika war das Idol.

Dann kam ein herber Rückschlag, nach dem großen Börsenkrach, dem Schwarzen Freitag, am 24. Oktober 1929 in New York brach die Weltwirtschaftskrise auch über Deutschland herein. Die Zahl der Arbeitslosen stieg an, die Armut nahm wieder zu. Das war der Nährboden für Hitler, der seine Chance witterte und die Bühne der Weltgeschichte betrat. Er versprach den Menschen das Blaue vom Himmel, vor allen Dingen Arbeit und Wohlstand für alle. Als ich geboren wurde, gab es gut 6 Millionen Arbeitslose.

Die Weimarer Republik mit ihrem Flickerlteppich vieler uneiniger Parteien bekam das Problem nicht in den Griff. Davon profitierten vor allem die Nationalsozialisten und die Kommunisten. Besonders in den Städten brodelte es. Im Gleichschritt marschierten die Braunhemden der SA - der Sturmabteilung der Nazis - mit der Hakenkreuzfahne durch die Straßen. Auch die ebenfalls zahlreichen Kommunisten zogen in Kolonnen durch die Städte. Zwischen ihnen und den Nazis kam es zu blutigen Schlägereien. Auch die Polizei wurde attackiert.

Am 30. Januar 1933 hatte Hitler sein Ziel erreicht, er wurde zum Reichskanzler gewählt. Er nahm sofort den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit auf, was seine Anhänger davon überzeugte, den Richtigen gewählt zu haben. Hitler holte alte Pläne zum Autobahnbau aus der Schublade. Hierfür wurden viele Arbeitskräfte benötigt. Außerdem wurden Kasernen und Flugplätze gebaut und die Rüstungsindustrie angekurbelt. Finanziert wurde alles durch Schulden.

Hitler zeigte aber auch bald sein wahres Gesicht. Schon 1933 begann die Judenhetze. Plakate tauchten auf: „Deutsche! Wehrt Euch, kauft nicht bei Juden!“ Die Juden hatten bald keinerlei Rechte mehr, sie hatten Berufsverbot, ihre Läden mussten schließen. Am öffentlichen Leben durften sie nicht mehr teilnehmen; später wurden sie durch einen gelben Judenstern an der Kleidung gekennzeichnet. Wer eben konnte, verließ Deutschland, so lange es noch möglich war.

Hitlers Ziel war die Vernichtung des Judentums. Wer nicht rechtzeitig ins Ausland flüchten oder untertauchen konnte, wurde in die Konzentrationslager deportiert und dort systematisch getötet. Insgesamt sind ungefähr sechs Millionen Menschen aus ganz Europa in diesen Vernichtungslagern umgebracht worden.

Hitlers Idol war die „arische“, nordische Rasse, die nach seinen Vorstellungen anderen „minderwertigen“ Völkern weit überlegen war. Blond und blauäugig wünschte sich der „Führer“ die Deutschen.

Kurz nach der Machtergreifung Hitlers wurden die Bücher jüdischer und anderer missliebiger Schriftsteller auf großen Scheiterhaufen öffentlich verbrannt und durften nicht mehr erscheinen. Bildern und Skulpturen moderner Künstler erging es nicht besser, als „entartete Kunst“ verschwanden sie aus den Museen und wurden vernichtet.

Deutschland versank allmählich in einem Sumpf aus Unfreiheit und Tyrannei. Viele Wissenschaftler und Künstler verließen das Land, Deutschland wurde zunehmend isoliert. Es ließ sich nicht mehr übersehen, Hitler steuerte auf einen Krieg zu.

**Eine kurze Familiengeschichte**

In dieses düstere Kapitel neuerer deutscher Geschichte wurde ich hineingeboren und zwar am 28. November 1931 in der Privatklinik Dr. Blass in Vlotho. Meine Zwillingsschwester, die aber wenige Chancen hatte zu überleben, starb dann auch bereits nach drei Tagen, nachdem wir beide die Nottaufe erhalten hatten.

Ich war ein ausgesprochener Nachkömmling. Mein Vater war das jüngste von sechs Kindern, der älteste Bruder war rund 20 Jahre älter als er. Als ich geboren wurde, war mein Vater, der in erster Ehe schon einmal verheiratet gewesen war, schon 50 Jahre alt.

Auch meine Mutter hatte fünf Geschwister und war ebenfalls die Jüngste. Bei meiner Geburt war sie 39 Jahre alt. Da im vorausgegangenen Jahr ein Geschwisterchen tot zur Welt gekommen war, wurde ich mit Freude und Dankbarkeit begrüßt. Aus der ersten Ehe meines Vaters war da noch mein heiß geliebter Bruder Willi, der elf Jahre älter war als ich, aber sich mit mir sehr viel beschäftigte und viel Geduld mit mir hatte.

Mein Vater hatte seine erste Frau 1928 im Alter von 32 Jahren verloren. Sie starb an Tuberkulose. Ein weiterer Bruder aus der ersten Ehe - Gustav - starb 1927 im Alter von fünf Jahren an Masern mit anschließender Gehirnhautentzündung.

Tuberkulose - im allgemeinen Sprachgebrauch nannte man sie die „Schwindsucht“ - war in jener Zeit eine sehr gefährliche, weit verbreitete Krankheit, an der viele Menschen starben.

**Abb. 1:** (um 1950) Privatklinik Dr. Blass, Vlotho , Lange Straße. Hier wurde die Autorin geboren.

Eine Ursache waren die Hungerjahre nach dem ersten Weltkrieg und die schlechte Ernährung auf Grund der weit verbreiteten Armut. Ein wirksames Medikament gab es noch nicht dagegen, Penicillin und die anderen Antibiotika wurden erst viel später entdeckt. Man konnte nur dafür sorgen, dass die Kranken sehr gut ernährt wurden, sie mussten viel Milch trinken und Butter und Sahne essen.

Später - in den Kriegsjahren - als die Krankheit immer noch viele Opfer forderte, war dieses gar nicht so einfach. Außerdem sollten die Kranken viel liegen, möglichst in frischer Luft, Sonnenschein und Höhenluft. Daher gab es besonders in den Luftkurorten der Schweiz viele Sanatorien für Tuberkulosekranke. Damals entstand wohl der Slogan „Letzte Grüße aus Davos“, wenn jemand stark hustete.

Die Generation meiner Eltern hatte eine viel ärmlichere Jugend, als ich sie trotz der politischen Verhältnisse und des Krieges erleben durfte. Mutter kam mit einem halben Jahr, als ihre Mutter krank wurde, zu einer Tante - einer Schwester ihrer Mutter - auf einen Bauernhof nach Eickum. Meine Großmutter starb als meine Mutter drei Jahre alt war. Was als kurzfristige Lösung gedacht war, dauerte bis zur Konfirmation meiner Mutter.

Die Tante, die selbst einige Kinder großzuziehen hatte, war über das zusätzliche Kind im Haus wohl nicht gerade begeistert. Meine Mutter hatte von Kind an kaum Zeit zum Spielen oder für die Schulaufgaben. Trotzdem gehörte sie zu den besten Schülern in der Dorfschule. Schon als sie noch recht klein war, musste sie die Kinder betreuen, im Haushalt helfen und später richtig arbeiten. Im Haus lebte aber auch noch eine blinde Tante, von der sie, wie sie später erzählte, viel Liebe erfuhr.

Zum Konfirmandenunterricht ging meine Mutter nach Herford zur Münsterkirche, Busse fuhren selbstverständlich noch nicht, andere Fahrgelegenheiten gab es nicht, also ging man die ganze Strecke bei Wind und Wetter zu Fuß.

Später kehrte meine Mutter dann auf den elterlichen Hof nach Jöllenbeck zurück. Dort blieb sie allerdings nicht lange. Nachdem sie die für Bauerntöchter obligatorische Nähschule besucht und auch Kochen gelernt hatte, wurde sie in die übrigen Pflichten und Arbeiten einer Hausfrau auf dem Hof Upmeyer zu Belzen in Jöllenbeck eingeführt.

Vor vielen Jahrzehnten fingen die Bauerntöchter früh an, die „Hamsterkiste“ mit all den Wäschestücken, die sie für ihren zukünftigen Haushalt gebrauchen würden, zu füllen. Die Wäsche wurde selbstverständlich eigenhändig genäht, aus feinstem Leinen natürlich. Das galt auch für die persönliche Wäsche, ebenfalls aus Leinen, schön mit Biesen und Spitzen verziert. Auch die später viel belächelten Unterhosen mit der aufknöpfbaren Klappe gehörten dazu. Wohl in keiner Kiste fehlte das Totenhemd, das jedes junge Mädchen nähen musste. Auch meine Mutter hat noch die ganze Wäschekollektion genäht, aber nicht mehr benutzt. Die wunderschön gearbeitete Wäsche existiert heute noch.

Die Möbel für die Aussteuer wurden vom Dorftischler gearbeitet und mit geschnitzten Ornamenten und Inschriften versehen. Wir besitzen noch einen schönen Schrank aus der Aussteuer meiner Großmutter väterlicherseits. Aber die üppigste Hamsterkiste und die schönsten Möbel nützten nichts, wenn die zukünftige Schwiegertochter nicht auch eine ansehnliche Mitgift mitbrachte, anders war sie als Frau für den Hoferben nicht willkommen.

**Abb. 2:** (um 1980) Noch heute fällt der Fachwerkgiebel auf der Westseite auf.

Dann ging meine Mutter für lange Jahre - bis zur Heirat mit meinem Vater - als Wirtschafterin auf das Rittergut Grevenburg bei Steinheim, das von der Familie Büttner bewirtschaftet wurde. Mutter organisierte und führte dort den ganzen Riesenhaushalt, auch in den schweren Jahren des ersten Weltkrieges.

Meine Mutter war in Grevenburg sehr angesehen. Noch viele Jahre später verband uns mit der Familie Büttner und ihren Kindern ein sehr angenehmes Verhältnis. Als die Büttnersche Tochter heiratete musste überwiegend Mutter die große Hochzeit organisieren. Die Tochter und ihr Mann übernahmen ein Rit-

tergut in der Uckermark. Meine Mutter fuhr erst einmal für einige Wochen in den Osten, um dort alles in Schwung zu bringen.

Ich erinnere mich noch an gelegentliche Besuche in Grevenburg, wenn mir die Enkelkinder das große Gut zeigten. Den Riesenkuhstall habe ich noch heute vor Augen.

Das Gut Grevenburg gehörte dem Freiherrn von Oeynhausen, der auf der schönen Grevenburg in der Nähe lebte. Hier war schon vor der Machtergreifung Adolf Hitler häufig zu Gast. In meiner Kindheit existierten noch Fotos, auf denen er auf der Schlosstreppe posiert.

### Die Firma Wilhelm Pecher - eine der ältesten Möbelfabriken

Mein Vater und zwei seiner älteren Brüder - Karl und Heinrich - hatten von meinem Großvater eine Möbelfabrik geerbt, die schon lange Jahre bestand.

1859 wurde sie von meinem Großvater Friedrich Wilhelm Pecher gegründet. Nachdem erst auf Daubenhof, dem Elternhaus meiner Großmutter Henriette und dann eine Reihe von Jahren im Arnholz produziert wurde, kaufte mein Großvater 1894 von seinem Schwager Kosiek und dessen Frau - einer Schwester meiner Großmutter -, die nach Posen auswanderten, den Hof Exter Nr. 30 und erbaute dort die zum Teil noch bestehenden Gebäude. Das Fachwerkhaus wurde schon 1857 von Kosieks erbaut. Zuerst führte man Zimmerarbeiten aus. Später wurden nur noch Möbel hergestellt.

Der technische Fortschritt hielt Einzug, im Jahre 1900 kaufte mein Großvater von den Bethelschen Anstalten eine gebrauchte Dampfmaschine. Von nun an wurde selbst Strom erzeugt und die Maschinen konnten elektrisch betrieben werden. Eine allgemeine Stromversorgung gab es noch nicht. Die Dampfmaschine, ein riesiges Monstrum, das einen ganzen Raum für sich beanspruchte, war eine Sensation. Viele Leute, die so etwas noch nie gesehen hatten, bestaunten das helle Licht, das aus kleinen Glaskugeln an der Decke herabstrahlte. Die Zeit der Petroleumlampen war bei uns vorbei. Erst viele Jahre später wurde Exter an das Stromnetz angeschlossen. An die gut gepflegte Dampfmaschine, die nicht mehr in Betrieb war, kann ich mich noch gut erinnern.

Es wurden bis weit nach dem letzten Krieg Küchenbuffets hergestellt, die weiß lackiert waren oder mit einem imitierten Holzmuster - beispielsweise Kiefer - versehen und lackiert wurden. Später gab es dann auch furnierte Küchen-

schränke, einige Jahre nach dem Krieg im legendären Stil des Gelsenkirchener Barock mit Nussbaumfurnier. Dann folgte die Zeit der Anbauküchen.

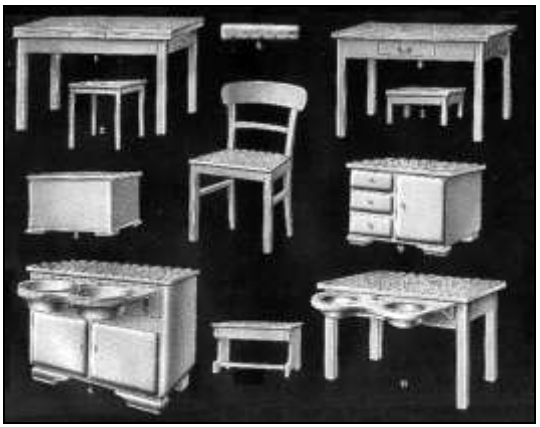


**Abb. 3:** (o. J.) Ausschnitt aus einem Möbelprospekt der Firma Pecher

Vor und nach dem Krieg, als die Wohnungen noch nicht so komfortabel ausgestattet waren und vielfach noch nicht einmal ein Wasseranschluss vorhanden war, gab es passend zu den Küchenbüffets Spülschränke. Diese Unterschränke hatten eine mit Linoleum belegte Arbeitsplatte. Man konnte zwei Emailleschüsseln ausschwenken, in die Wasser gefüllt wurde und die nach getaner Spülarbeit wieder ausgeleert werden mussten.

Besonders in den ärmeren Gegenden Deutschlands wurden diese Spülschränke bis Anfang der 60er Jahre gekauft

In jenen weit zurückliegenden Jahren mussten die Möbel mit einem großen Pritschenwagen, der von zwei Pferden gezogen wurde, zur Kleinbahn im Ortszentrum gefahren werden. Hier gab es einen kleinen Güterbahnhof. Von Exter aus transportierte die Kleinbahn die Möbel zum Güterbahnhof in Herford, von wo aus sie mit der Eisenbahn in alle Gegenden Deutschlands versandt wurden. Die Küchenschränke wurden sorgfältig in große, einfach zusammenzusetzende hölzerne Transportkästen gepackt. So erreichten sie unbeschädigt ihr Ziel.

Die leeren Kisten wurden später zurückgesandt. Diese Transporte, die Fütterung und die Pflege der Pferde war Onkel Heinrichs Aufgabe. Onkel Heinrich war ein unverheirateter Bruder meines Vaters, der bei uns lebte.

Ich ging immer mal gern in die Fabrik. Im Erdgeschoß liefen die Maschinen und machten viel Lärm. Hier wurde das Holz zugeschnitten und für die Weiterverarbeitung vorbereitet. Neben den Sägen sammelten sich Häufchen von kleinen Stückchen weißen Abfallholzes, die als Brennholz für den Küchenherd sehr begehrt waren.

Die Tischler, die im 1. Stock die Küchenschränke zusammenbauten und die Kollegen, die sie dann später fertig montierten, wenn die Büffets die Oberflä-

**Abb. 4:** (um 1920): Die alte Lackiererei. Auf dem Foto ist Tante Mathilde Pecher zu sehen (links hinten), die dort zeitlebens arbeitete. Bei der jüngeren Frau vorne rechts könnte es um Mathilde Stuke handeln, verh. Niemann).

chenbehandlung im obersten Stockwerk hinter sich gebracht hatten, neckten mich gern ein wenig.

Der Chef der Tischler war Gustav Pauk, der über 50 Jahre als Tischlermeister im Betrieb tätig war. Später erhielt er für seine langjährige Treue zur Firma das Bundesverdienstkreuz. Wenn ich in die Tischlerei kam, versuchte er, mich in die Grundlagen des Tischlerns einzuführen. Sein ständiger Spruch war: „Weiß Bescheid". In jenen Jahren wurden die Küchenschränke auf einer breiten Holzrutsche im Handbetrieb zwischen den einzelnen Stockwerken rauf und runter transportiert.

Ich erinnere mich noch an ein Ereignis, das ziemliches Erstaunen hervorrief und den Respekt vor den Fähigkeiten der Deutschen Post enorm steigerte. Eines Tages kam in der Firma ein Brief aus Holland an, der nur an „Wilhelm Pecher, Möbelfabrik, Deutschland" adressiert war. Heute im Internetzeitalter mit allen seinen elektronischen Möglichkeiten würde der Brief wahrscheinlich sein Ziel nicht erreicht haben.

Die Firma Wilhelm Pecher, die zu den ältesten Möbelfabriken im Kreis Herford - einem Zentrum der Möbelindustrie - gehörte, bestand bis 1990. Unsere Familie gehörte allerdings seit 1968 nicht mehr dazu.

## So war das Leben in jener Zeit

Seit meiner Geburt sind viele Jahrzehnte - angefüllt mit schönen und auch schmerzlichen Ereignissen - vergangen. Immer tiefer rutschte diese politisch unrühmliche, schwarze Zeit in den Sack des Vergessens hinab. Wenn ich heute an meine ersten Lebensjahre zurückdenke, tauchen einzelne Ereignisse und auch Lebensumstände wieder auf und nehmen immer deutlichere Gestalt an.

Zwischen meiner Kindheit in der Zeit des Nationalsozialismus, der Nazizeit, und der modernen Wohlstandsgesellschaft, in der heute die Kinder aufwachsen, liegen Welten  Dabei dachten schon vor dem zweiten Weltkrieg die Leute, weiter könne der Fortschritt sich nun wirklich nicht mehr entwickeln.

Nach dem wirtschaftlichen Niedergang und der großen Arbeitslosigkeit und Armut nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg ging es nach Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 wieder aufwärts. Wie teuer dieser Aufschwung letztlich war und bezahlt werden musste, stellte sich erst später heraus.

Die „einfachen Leute“ interessierten sich nicht sehr für Politik, ihnen reichte es, dass es aufwärts ging und viele Arbeitslose wieder Arbeit fanden. In den Augen vieler Deutscher war Hitler daher der große Wohltäter. Sie waren davon überzeugt, dass Hitler das am Boden liegende Vaterland wieder voran bringen würde. Als sie ihren Irrtum bemerkten, war es zu spät.

Bei uns auf dem Lande verlief die ganze Entwicklung ruhiger. Den Menschen ging es nicht so schlecht, weil fast alle einen Garten hatten, in dem sie Gemüse und Kartoffeln zogen. Bei vielen stand auch ein Schwein im Stall, Ziegen sorgten für frische Milch.

Es war üblich, sonntags in die Kirche zu gehen. Dort saßen die Gottesdienstbesucher säuberlich getrennt nach Geschlechtern, die Männer links, die Frauen rechts.

Die Jungen, die schon in den Katechumenen- oder Konfirmandenunterricht gingen, mussten abwechselnd sonntags den Blasebalg der Orgel treten, damit der Organist dem Instrument Töne entlocken konnte. Elektrisch wurde der Blasebalg in jenen Jahren noch nicht betrieben.

**Abb. 5:** (o. J.) Innenansicht der Kirche in Exter vor dem Umbau 1951. Das Bild an der linken Brüstung zeigt den Missionar Scheidt, die Tür hinter dem Altar führt in die 1875 angebaute Sakristei.

Neugeborene Kinder blieben im Haus, sie kamen erst nach der Taufe nach draußen an die Luft. Damals waren die Babys noch nicht in Jeans oder zumindest schicke Strampler gekleidet, wenn sie mit ihrer Mama aus dem Krankenhaus nach Haus kamen. Für einige Zeit wurden sie noch in Stoffwindeln gehüllt und mit „Luren" zu einem handlichen „Puck" gewickelt. Es gab noch für lange Jahre keine Pampers, sondern Mullwindeln, die aufwendig gewaschen werden mussten, da es keine modernen Waschmaschinen gab.

Auch das ganze fast unüberschaubare Sortiment an Babynahrung und Gläschen mit Obst- und Gemüsebrei war unbekannt. Die Ernährung der lieben Kleinen zuzubereiten kostete viel Zeit und Mühe.

Die Kleinen lernten von Beginn an zu gehorchen. Diskussionen, ob nein oder ja oder vielleicht kamen erst gar nicht auf. Dafür waren die Nerven der Mütter nicht so strapaziert wie diejenigen der heutigen Mütter mit ihren modernen Erziehungsmethoden. Gelegentlich, wenn es sein musste, bekam der hoffnungsvolle Nachwuchs auch mal einen Klaps auf den Popo. Geschadet hat es - so glaube ich - niemandem.

Wenn nachts draußen ein schweres Gewitter tobte, war es selbstverständlich, dass wir aufstanden und fertig angezogen, die wichtigsten Papiere griffbereit, darauf warteten, dass das Unwetter weiterzog, bevor wir wieder ins Bett krochen. Überall in der Nachbarschaft brannte dann Licht.

Wenn während der Woche in der näheren oder weiteren Nachbarschaft jemand gestorben war, ging der Leichenbitter von Haus zu Haus. Er teilte mit, wer das Zeitliche gesegnet hatte und lud zur Beerdigung ein. Dieses verkündete sonst der Pastor am Sonntag von der Kanzel herab. Der Leichenbitter war bei seiner Runde mit Zylinder und Gehrock bekleidet. Das war auch die Bekleidung der Männer bei den Beerdigungen.

Wir besaßen eines der wenigen Telefone, ein Firmentelefon im Büro. Wenn wir privat telefonieren wollten, gingen wir dorthin. Wenn uns jemand sprechen wollte, was nicht sehr häufig vorkam, musste man uns rufen, wir liefen dann schnell ins Büro im Fachwerkhaus.

Das Telefonieren war nicht so einfach wie heute. Nur Ortsgespräche konnte man direkt wählen; Ferngespräche wurden durch das „Fräulein vom Amt“ vermittelt, von den Damen im Fernsprechamt, die dort in langer Reihe saßen und mit Stöpseln die Telefonleitungen verbanden. Aber auch das klappte nicht immer sofort. Wenn alle Leitungen besetzt waren, riefen die Damen zurück, wenn die Verbindung zu Stande gekommen war.

Die Winter waren kälter und schneereicher als heute. Dass die Straßen später einmal vom Schneepflug freigeschoben und mit Salz bestreut würden, sobald es geschneit hatte, das hätte niemand zu träumen gewagt.

Die Pferdeschlitten befestigten die Schneeschicht auf der Straße, wenn sie mit lustigem Klingeln vorbeifuhren. Die Fußgänger stapften durch den Schnee. Warme gefütterte Winterstiefel waren unbekannt. Man zog noch ein Paar selbstgestrickte Wollsocken über und ging in Halbschuhen oder in Holsken. Schmerzende Frostbeulen, heute praktisch unbekannt, waren die Folge.

**Abb. 6:** Im Text ist der moderne motorbetriebene Schneepflug gemeint. Ein aus Holzbohlen gefertigtes Dreieck erfüllte zuvor seinen Zweck als Schneepflug. Dieser hier war vor einigen Jahren noch an der Narzissenstraße zu sehen.

Viele neudeutsche Bezeichnungen waren absolut unbekannt. In der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg und auch während des Krieges sprachen nur ganz wenige Menschen Englisch. Die Errungenschaften der Technik, die heute englische Bezeichnungen erhalten, waren noch nicht erfunden, für alles gab es deutsche Namen.

Auch die Lieder und Schlager hatten deutsche Texte. Sie wurden aber zunehmend durch stramme Marschmusik und forsche, den Nationalsozialismus verherrlichende und kriegerische Lieder verdrängt. Mit der Nationalhymne „Deutschland, Deutschland über alles ...“ wurde das Horst-Wessel-Lied „Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen ...“ gesungen, selbstverständlich mit zum Hitlergruß erhobenem rechten Arm. (Horst Wessel war ein Mitglied der SA, der Sturmabteilung der NSDAP - der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter Partei -, der bereits 1930 ermordet wurde und daher zum großen Märtyrer der Nazis avancierte.)

Der Hitlergruß wurde recht bald zum vorgeschriebenen „deutschen Gruß“ und sollte die traditionellen Begrüßungsworte ersetzen. Wer weiterhin mit „Guten Morgen“ oder „Auf Wiedersehen“ anstatt „Heil Hitler“ grüßte, machte sich verdächtig ein Oppositioneller zu sein. Die Überwachung und Bespitzelung der Menschen wurde ständig perfektioniert. Man konnte ganz schnell verhaftet werden und im Gefängnis oder im KZ landen. Der Hitler-Gruß war auch der traditionelle Gruß in der Schule zu Beginn jeder Unterrichtsstunde.

## Komfortwohnungen waren selten

Das häusliche Leben auf dem Land spielte sich in jener Zeit überwiegend in der Wohnküche ab. Im Winter verbreitete die Kochmaschine, so wurde der Herd genannt, eine angenehme Wärme. Man war dann in gemütlicher Runde um den Küchentisch versammelt. Im Sommer baumelte an der Lampe dekorativ ein Fliegenfänger, ein mit Leim bedeckter Papierstreifen, der meistens ziemlich schwarz von festgeklebten Fliegen war und häufig erneuert werden musste. Während der Sommermonate wurde oft in der Sommerküche im Keller gekocht und eingeweckt.

Die „Gute Stube“ wurde bei vielen Leuten nur an hohen Feiertagen oder für Besuch geöffnet. Dann verschwanden die Schondecken von Sofa und Sesseln, und der Ofen wurde angeheizt, damit sich die abgestandene kalte Luft in dem längere Zeit nicht benutzten Zimmer erwärmte.

Überwiegend wurden die Wohnungen in jener Zeit mit Kohleöfen beheizt, Zentralheizungen gab es erst wenige. Die Schlafzimmer blieben natürlich kalt. In älteren Häusern glitzerten in strengen Wintern Eiskristalle an den Wänden. Um nicht zu sehr zu frieren, nahm man eine Wärmflasche oder einen im Backofen erhitzten Backstein mit ins Bett. An den Fenstern blühten bei starkem Frost wunderschöne Eisblumen. Heute, im Zeitalter der Isolierverglasungen, kennt man diese Blumen nicht mehr.

Wir hatten bereits ein modernes Badezimmer, was in jenen Jahren auf dem Lande noch eine Rarität war. Bei vielen Familien wurde samstags im Keller eine Zinkbadewanne aufgestellt. Mit Eimern musste warmes Wasser eingefüllt werden. Erst steckte man die Kinder hinein, dann folgten die Erwachsenen. Ob jedes Mal die mühsame Prozedur des Ausleerens und Wiedereinfüllens wiederholt wurde, kann ich nicht sagen.

**Abb. 7:** (1981) Küche des Valepagenhofes Dellbrück Kreis Paderborn. Links im Bild ist eine „Kochmaschine“ (auch Küpperbusch-Herd genannt) zu sehen.

In vielen älteren Häusern fehlte nicht nur ein Badezimmer, sondern auch eine moderne Toilette. Man ging auf das Plumpsklo, natürlich ohne Wasserspülung. Auf manchen Bauernhöfen befand sich dieses direkt neben den Ställen, das machte die Entsorgung einfacher. Auch bei vielen „kleinen Leuten“, die im Keller einen Schweinestall hatten, befand sich das Klo gleich nebenan. Es gab ebenfalls noch die Holzhäuschen mit dem Herzchen in der Tür, die draußen im Freien standen.

In manchen Heuerlingskotten, alten Fachwerkhäuschen auf den Bauernhöfen, gab es als Fußboden festgestampften Lehmboden. Dieser wurde sauber gefegt und am Samstag ordentlich mit weißem Sand bestreut, damit er am Sonntag schön proper aussah.

Lange Jahre hatte man in den Kellern weiterhin gestampftem Lehm als Boden. Dadurch hielten sich Gemüse, Kartoffeln, Äpfel usw. ganz hervorragend frisch und konnten viel länger gelagert werden als in den modernen Vorratskellern.

In alten Häusern gab es häufig noch wunderschöne hohe, eiserne Öfen. Unten brannte das Feuer, im oberen Teil gab es eine Nische, in die man das Essen oder den Kaffee zum Warmhalten stellen konnte.

Wenn man auf die großen Deelen der Bauernhöfe kam, begrüßten die Pferde und Kühe, die in ihren halboffenen Ställen rechts und links der Deele standen, die Besucher mit Wiehern und gemütlichem Muhen.

### Die Berufsaussichten auf dem Lande waren nicht rosig

Die Arbeitszeit betrug in jenen Jahren 48 Stunden in der Woche, auch samstags wurde selbstverständlich bis mittags gearbeitet. Im Jahr gab es zwei Wochen Ferien. Der Lohn war sehr niedrig. So verdiente zum Beispiel eine Hausangestellte durchschnittlich zwischen 20 und 30 Reichsmark im Monat zuzüglich Kost und Logis und Sozialversicherung.

Die Mädchen und Jungen, die mit 14 Jahren die Volksschule verließen, hatten bei uns auf dem Lande bei der Berufswahl keine große Auswahl. Die Mädchen, die nicht zu Hause oder in der elterlichen Landwirtschaft blieben und darauf warteten zu heiraten, gingen entweder „in Dienst“ oder arbeiteten in einer der zahlreichen Nähereien.

Die Jungen blieben ebenfalls häufig zu Haus auf dem Hof oder arbeiteten anderswo in der Landwirtschaft. Es gab auch die Möglichkeit in der Stadt eine Lehre in einem kaufmännischen Beruf zu machen. Viele erlernten in einer der vielen Möbelfabriken im Kreis Herford das Tischlerhandwerk. Den „Blaumann“ - heute die übliche Arbeitskleidung - kannte man noch nicht.

Die Arbeiter in den Werkstätten und Fabriken trugen schlichte Baumwolljacken. So waren die Jacken der Tischler meist blauweiß gestreift, dazu kam eine einfache dunkelblaue Schürze. Ein Markenzeichen dieses Berufes war ein Bleistift hinter dem Ohr.

Das Geld war recht knapp in jenen Jahren, man lebte deshalb viel sparsamer als heute. Dass man geschmierte Frühstücksbrote von zu Hause mitnahm und diese dann am Arbeitsplatz vielleicht mit Kaffee aus der Thermos- oder einfachen Blechkanne - verzehrte, war selbstverständlich.

**Abb. 8:** (o. J. - oben) Hof Göhner „Auf demPivit“ vor dem Zweiten Weltkrieg
**Abb. 9:** (o. J. - unten) Hof Vogelsang, ebd.

Undenkbar wäre es gewesen, unterwegs beim Bäcker belegte Brötchen zu kaufen, abgesehen davon, dass es sie so gar nicht zu kaufen gab. Zum Mittagessen nahm man den mit Essen gefüllten Henkelmann mit, der dann in heißem Wasser erwärmt wurde.

Ich erinnere mich daran, dass viele Frauen neben ihrer täglichen Arbeit zu Hause an der Nähmaschine saßen und in Heimarbeit Wäsche oder Hemden für eine der vielen Textilfabriken herstellten. Das Material wurde jeweils von den Firmen angeliefert und die fertigen Stücke dann wieder abgeholt.

Da es in unserer Umgebung auch mehrere Zigarrenfabriken gab, saßen zahlreiche ältere Männer zu Haus und drehten in Heimarbeit Zigarren.

### Das Leben spielte sich größtenteils im kleinen Umkreis ab

In die Stadt - nach Herford – kam man nur höchst selten. Ein Auto hatten in Exter nur ganz, ganz wenige. Ich meine mich noch zu erinnern, dass nur drei oder vier Familien ein Auto besaßen, wir gehörten dazu. Wir waren aber nicht ganz von der großen, weiten Welt abgeschnitten, wir hatten die „Elektrische“, die wie eine städtische Straßenbahn aussah und alle zwei Stunden von Vlotho über Exter und Bad Salzuflen nach Herford und weiter über Enger und Spenge bis nach Wallenbrück fuhr.

Aber nur zum Zeitvertreib und zum Vergnügen fuhren nicht viele nach Bad Salzuflen, das schon damals ein bekannter Badeort war, nach Herford oder auch nach Vlotho. Es waren überwiegend Menschen, die in den Städten beschäftigt waren, oder Kinder und Jugendliche, die in die weiterführenden Schulen nach Bad Salzuflen oder Herford fuhren. Diesen Vorzug genossen aber nur wenige Privilegierte.

In Exter waren es jährlich etwa zwei bis drei Kinder, die in die höhere Schule überwechseln durften. Um zu diesem Kreis zu gehören, musste man eine Aufnahmeprüfung ablegen. Wenn die geschafft war und der Schulbetrieb anfing, kamen auf die Eltern allerlei Belastungen zu.

Die Kleidung sollte besser sein als in der Dorfschule üblich, es musste Schulgeld bezahlt werden und die Schulbücher gab es nicht kostenlos. Auch das Straßenbahnfahren wurde keineswegs vom Staat bezahlt und war recht teuer.

Bevor die Kleinbahn 1902 ihren Betrieb zwischen Herford und Exter aufnahm und 1903 dann bis nach Vlotho fuhr, mussten die Kinder vom Lande zumindest im Winter bei Verwandten oder Bekannten in der Stadt wohnen.

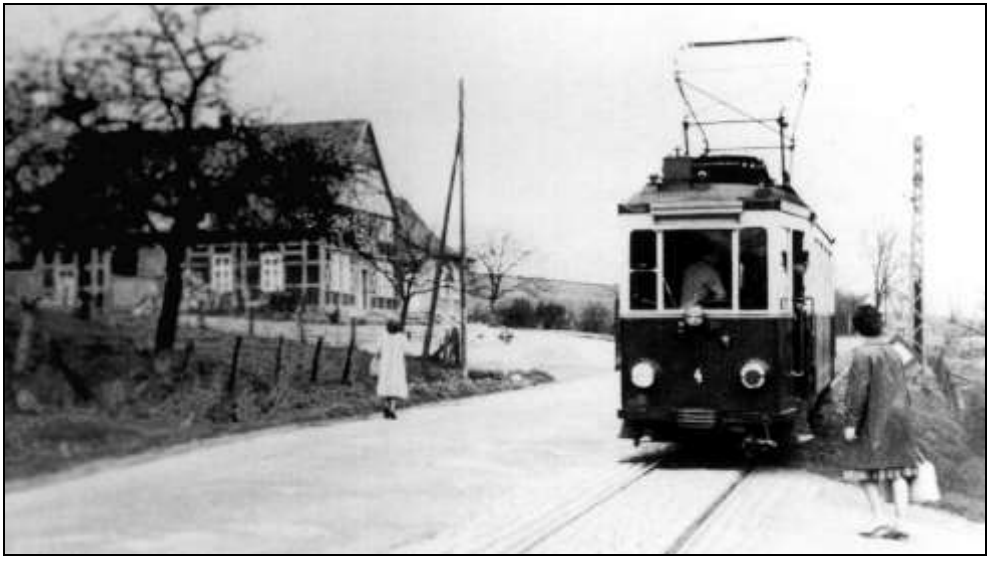


**Abb. 10:** (nach 1934 - oben) Kleinbahn an der Haltestelle Hagenmühle

**Abb. 11:** (um 1910 - unten) wie vor, zu diesem Zeitpunkt gab es die Bahnhofsgaststätte Wrachtrup noch. Die Lokomotive weist in Richtung Bad Salzuflen.

Aber da die Kleinbahn nur sehr selten verkehrte, blieben die Kinder auch später noch vielfach die Woche über in der Stadt - auf jeden Fall im Winter.

## Das verwöhnte Nesthäkchen

Als ich das Licht eines trüben Novembertages erblickt hatte, fuhr mein Vater natürlich per Auto nach Vlotho, um den Nachwuchs in Augenschein zu nehmen. Mit ihm fuhr seine Nichte Marie Stuke, die damals schon seit Jahren im Büro angestellt war und viele Jahre später das Bundesverdienstkreuz wegen 50jähriger Beschäftigung an einem Arbeitsplatz erhielt.

Es wurde überliefert, dass auf der Rückfahrt am Abend so dichter Nebel herrschte, dass sich Marie praktisch die ganze Strecke zu Fuß voraustastete um meinen Vater zu leiten. Weiße Begrenzungsstriche und weiße Leitlinien gab es damals noch nicht, und die Straße war schmal und kurvenreich, mit vielen Bäumen rechts und links.

Die ersten Wochen und Monate meines Lebens verbrachte ich noch im alten Fachwerkhaus, dort, wo sich später das Büro befand. Nebenan war aber das neue Haus fast fertig, in das wir im Sommer 1932 einzogen. Da damals noch ein unverheirateter Bruder meines Vaters - Onkel Heinrich - und eine ebenfalls unverheiratete Schwester - Tante Mathilde - mit im Haushalt lebten, fehlte es einfach an Platz. Tante Mathilde zog es dann aber vor, zu ihrer Schwester Anna nach nebenan zu ziehen. Sie war wohl nicht so begeistert davon, dass ein Baby das Haus mit Leben und Geschrei erfüllen würde.

Als ich vier Wochen alt war, kam „Hi“ zu uns ins Haus. Marie, die damals 17 Jahre alt war, stammte aus der Rahdener Gegend und hatte anfangs großes Heimweh, so weit entfernt von zu Haus! Sie befasste sich unwahrscheinlich viel mit mir und wurde fast zu meiner zweiten Mutter.

Als ich laufen konnte, ging ich nachts zu Hi hinauf und kroch zu ihr ins Bett, wenn ich vielleicht einmal Ohrenschmerzen hatte. Marie war sehr kontaktfreudig und bald im ganzen Dorf bekannt. Wenn sie frei hatte und losmarschierte um ihre Bekannten zu treffen, packte sie mich meistens in den Kinderwagen und nahm mich mit. Marie war bei uns vollständig ins Familienleben integriert.

Marie hat mich durch den ständigen Umgang sehr geprägt, auch wenn mir meine Eltern manche Eigenheiten wieder abgewöhnen mussten. Wenn ich manchmal absolut nicht gehorchen wollte, drohte mir Marie mit der Polizei, mit dem Erfolg, dass ich mich unter dem Tisch oder in einer Ecke verkroch,

**Abb. 12:** (um 1934) Die Autorin im Alter von etwa zweieinhalb Jahren vor dem 1857 erbauten Haus.

wenn unser harmloser Dorfpolizist Gödecke, der in der Nähe wohnte, mal vorbeikam. Später ging ich oft zu Gödeckes, um mit einer der Töchter zu spielen.

Marie hatte in ihrer Kindheit zu Hause einmal schlechte Erfahrungen mit dem Nikolaus gemacht. Sie wurde in einen Sack gesteckt, mitgenommen und dann durch einen Teich gezogen. Anschließend hatte ich eine panische Angst vor dem Nikolausabend, bis ich einsah, dass der Nikolaus, der mit weißem Bart und roter Zipfelmütze zu uns kam, mir nichts zu Leide tat. Wenn ich brav ein Gebet sprach, gab es zur Belohnung einige Süßigkeiten.

Es war kein Wunder, dass ich sehr verwöhnt war und ständig umsorgt wurde. Wenn ich mit Fieber im Bett lag, kam Tante „Mile“ (Emilie) herüber, die mit ihrem Sohn Heinz, der als Buchhalter in der Firma arbeitete, in der Wohnung im Fachwerkhaus wohnte.

Vorher lebte dort die Familie Althaus mit ihrer Tochter Ahild, die etwa so alt war wie ich und die meine erste Spielkameradin war.

Tante Mile liebte ich heiß und innig. Sie hatte immer Zeit für mich. Wenn sie mir Geschichten vorlas, war die Krankheit viel leichter zu ertragen. Zu ihr lief ich mehrmals täglich hinüber. Im Abstellraum gab es eine Truhe mit spannenden Sachen, Alben mit alten Fotos, Märchenbücher usw. Ich durfte nach Herzenslust darin kramen.

In jedem Winter kam Tante Miles Mutter für ein paar Wochen zu Besuch. Sie war Hebamme gewesen und konnte spannende Geschichten erzählen. Gebannt lauschte ich ihren Worten, wenn sie von den Zigeunern erzählte, die wohl früher auf dem Dorf eine echte Plage gewesen sein müssen. Diese Erzählungen konnte ich immer wieder hören.

Ich war so gern bei Tante Mile, dass mir dort auch das Essen besser schmeckte. Dass ich dort oft das Mittagsmahl, das meine Mutter gekocht hatte und Marie heimlich herüberbrachte, viel leckerer fand und lieber aß, war nicht ungewöhnlich.

Da ich sehr zart und ein Päpsel beim Essen war, gaben sich meine Eltern und Marie alle Mühe, mir etwas auf die Rippen zu füttern. Als ich noch sehr klein war, befand sich in der Schublade des Küchentisches Spielzeug. Marie setzte sich mit mir auf dem Schoß davor und jedes Mal, wenn ich beim Spielen den Mund öffnete, wurde ein Löffel voll oder ein Häppchen hineingeschoben.

## Unsere Minilandwirtschaft

Man konnte vor dem Krieg zwar noch alles ohne Lebensmittelmarken kaufen, aber auf dem Land war die Versorgung schlecht. In Exter gab es weder einen Schlachterladen noch ein Milchgeschäft, geschweige denn eine Apotheke oder Drogerie.

Daher hatten wir ein Schwein im Stall. Die Schweine waren zu jener Zeit noch nicht so hoch gezüchtet und empfindlich wie heute. Sie wurden noch natürlich, ohne Fertigfutter, ernährt.

Dafür war ihre Speckschicht erheblich dicker als heute. Jeder Essensrest im Haushalt wanderte in einen Eimer, zusammen mit Kartoffeln kochten wir die Reste dann in einem großen Bottich. Außerdem wurde Schrot beigemengt. Diese Masse reichte für einige Tage. Hinzu kamen klein geschnittene Runkeln oder Steckrüben und im Sommer das Grün einer bestimmten Pflanze, die ich als „Komfrey“ (Anm.: mit dem Beinwell verwandte Futterpflanze) in Erinnerung habe.

Die „kleinen Leute“, die kein großes Grundstück hatten, pflegten die Brennnesseln an Gräben und Böschungen abzuschneiden, sie in großen Laken nach Haus zu tragen und an ihre Schweine zu verfüttern.

Das Schwein wurde im Winter geschlachtet und zu Wurst und Schinken verarbeitet, außerdem wurden einige Stücke als Braten eingekocht und Blutwurst, Leberwurst, Sülze und Stippgrütze gemacht und eingeweckt. Gefriertruhen waren noch unbekannt, diese kamen erst in den 50er Jahren auf. Noch nicht einmal elektrisch betriebene Kühlschränke gab es in den Haushalten, diese hielten ebenfalls erst nach dem Krieg Einzug in die Küchen.

Die beiden Schinken wurden erst in Salzlake gepökelt, getrocknet und dann mit Buchensägemehl geräuchert, ebenso die Mettwürste. Dieses machte sehr viel Arbeit. Anschließend musste der Vorrat vor Frost im Winter und vor Hitze im Sommer geschützt werden. Würste und Schinken wurden oft vom Fleischboden in den Keller oder in den Räucherschrank im Fachwerkhaus hin- und hertransportiert.

Wir hatten auch zwei Ziegen, die uns mit Milch versorgten. Sie hatten ihren Stall neben dem Schweinestall im Fachwerkhaus. Im Sommer wurden sie vormittags, wenn der Tau abgetrocknet war, nach draußen gebracht. Dort wurde ein Eisenstab, an dem eine Kette befestigt war, in die Erde geschlagen. Nach Herzenslust konnten sie sich dann am frischen Grün satt fressen. Sie mussten mehrfach umgepflockt werden, da sie ziemlich unersättlich waren.

Wenn es anfing zu regnen, kamen sie schleunigst wieder in den Stall, denn die Ziegen konnten keine Nässe vertragen. Zweimal täglich wurden sie von Marie und später ihren Nachfolgerinnen gemolken. Die Milch schmeckte etwas streng, aber der daraus gekochte Pudding oder die Grütze waren lecker.

Meistens wurden die Ziegen „in die Straße“ gebracht, die ehemalige Straße zum Pivit, die in meiner Kindheit ein grasbewachsener Hohlweg im Anschluss an die Hoffläche neben der Fabrik war. Dort wuchs auch ein mächtiger Birnenbaum, der Jahr für Jahr fleißig Früchte trug. Der „Straße“ ging es 1957 beim Bau der neuen Fabrikhalle an den Kragen, sie wurde zugeschüttet, zum Teil bebaut und unser Acker am Ende des Weges als Austauschgrundstück benötigt.

Im Winter wurden die Ziegen mit Heu gefüttert, das wir in unserer Wiese an der Straße ernteten. Diese Heuernte war recht arbeitsaufwändig. Die Wiese musste früh am Morgen, wenn das Gras noch feucht war, mit der Sense gemäht werden. Dann wendete man das Gras mehrere Tage lang mehrfach mit dem Holzrechen und harkte es abends erst in Reihen und dann in Haufen zusammen. Wenn es schließlich trocken war, wurde es mit großen Laken ins Haus und auf den Boden oberhalb des Stalles gebracht.

Gleichzeitig mit unserem neuen Haus bauten meine Eltern einen schönen großen Hühnerstall aus Holz. Hier tummelte sich unsere Hühnerschar mit ihrem Chef, dem Hahn. Sie hatten auch einen weiten Auslauf, in dem sie nach Herzenslust picken und scharren konnten.

Mutter kochte immer einen großen Topf Kartoffeln für die gackernde Mannschaft,, die sie als Stampfkartoffeln mit Begeisterung pickten. Dazu bekamen sie als Futter noch echte Körner. Mir machte es als kleines Kind großen Spaß, ihnen die Weizenkörner hinzustreuen. Unsere Hühnerschar war recht zahm und versuchte, das Futter schon aus dem Topf zu picken.

In unserem Hühnerstall hatten wir auch Tauben, die auf einem breiten Brett über den Fenstern wohnten. Im Frühjahr, wenn überall die Felder und Gärten bestellt waren, hatten die Tauben Flugverbot, damit sie nicht zu viel Schaden anrichteten. In dieser Zeit wurden sie in einem Holzverschlag über dem Plumpsklo neben dem Schweinestall im alten Haus eingesperrt. Eine moderne Toilette gab es im Fachwerkhaus noch nicht. Gelegentlich wurde ein Täubchen geschlachtet, Mutter kochte dann ein leckeres Süppchen daraus.

**Abb. 13:** (um 1935) Die Hühner hatten natürlich auch Auslauf

Im Frühjahr fanden ein paar Gänseküken bei den Hühnern ihr Zuhause . Sie hielten das Gras im Hühnerhof kurz, machten viel Krach und noch mehr Dreck. Im Winter wurden sie geschlachtet. Gänsebraten - gefüllt mit Äpfeln - war immer ein köstlicher Weihnachtsschmaus. Die Federn wurden in große Beutel gestopft und ergaben warme Betten und Kopfkissen. Besonders sorgfältig behandelten Mutter und Marie die kostbaren zarten Daunen.

In den Jahren vor dem Krieg hatte Willi manchmal einige Tiere. Er besaß Meerschweinchen, dann weiße Mäuse, die allerdings ganz schnell wieder abgeschafft wurden. Da ich noch sehr klein war, kann ich mich nur noch an eine Dohle erinnern, die länger bei uns war und zu meiner Freude etwas plappern konnte.

Zu Anfang des Krieges hatten wir ein junges Rehböckchen. Es war bei Onkel Fritz in Valdorf während der Ernte in die Mähmaschine gelaufen und hatte sich am Bein verletzt. Tante Marie und Onkel Fritz pflegten es wieder gesund und brachten es zu uns. Hansi, wie wir das Böckchen nannten, war ganz zahm. Es lief oft frei herum und besuchte uns gelegentlich in der Küche. Abends und in der Nacht wurde Hansi in den Hühnerstall gebracht. Eines Tages hatte er sich über das Hühnerfutter hergemacht und zu viel davon gefressen.

**Abb. 14:** (o. J.) Feuerwehrfest in Exter: Wilhelm Petersen, Solterwisch, mit seinem Verkaufswagen

Das bekam ihm gar nicht, Hansi starb leider daran. Ich war sehr traurig, denn ich hatte mit Hansi toll schmusen und spielen können.

Ich wünschte mir sehr einen Esel. In der Fabrik war „Peiti“ als Heizer beschäftigt. Er war ein zahnloses Original, das neben seiner Tätigkeit in der Fabrik mit einem Eselsgespann als Hausierer durch die Gemeinde fuhr. Er versuchte ständig meinen Vater zum Kauf eines seiner Esel zu animieren. Dieser Vorschlag begeisterte allerdings mich mehr als meinen Vater.

Wir hatten in jenen Jahren auch unseren eigenen Acker. Jedes Jahr wurde ein Stück mit Getreide eingesät. Wenn das Korn reif war, musste es mit der Sense gemäht, von Hand gebunden und in Stiegen aufgestellt werden. Für die Tiere wurde ein Stück Land mit Klee eingesät, auch Runkeln wurden angebaut und nach der Getreideernte Steckrüben gepflanzt. Das Gelände, das wir nicht für unsere Minilandwirtschaft und den großen Gemüsegarten benötigten, war an Wrachtrups verpachtet.

Lange Jahre half uns bei der Feld- und Gartenarbeit ein Rentner aus der Siedlung am Pulsfeld. Wenn gemäht oder gepflügt werden musste, liehen wir uns bei Wrachtrups ein Pferd aus. Nachbar Karl kannte sich damit ganz gut aus, er holte das Pferd und brachte es nach getaner Arbeit auch wieder zurück zu

Wrachtrups in den Stall. Er hatte eine entsetzlich laute Stimme. Obwohl er herzensgut war, schimpfte er andauernd mit dem armen Tier, man hörte ihn schon von weither kommen. Als er an Tuberkulose starb, hatte er nacheinander zwei weitere Rentner aus der Siedlung als Nachfolger.

## Und so war es in der „großen" Landwirtschaft

Nicht nur unsere Minilandwirtschaft war sehr arbeitsaufwendig, auch für die Bauern war die Bearbeitung der großen Ackerflächen noch mit sehr viel Muskelkraft und Zeitaufwand verbunden. Mähdrescher, Stroh- oder Heupressen oder andere Maschinen gab es noch lange nicht, diese Hilfsmittel kamen erst nach dem Krieg auf. Selbst die heute unverzichtbaren Traktoren, die „Trecker", wurden erst einige Zeit vor dem Krieg - um 1937 - allmählich in der Landwirtschaft eingesetzt.

Wenn das Getreide reif war und gemäht werden musste, geschah dies seit einigen Jahren mit Selbstbindern. Das Korn wurde von einer von Pferden gezogenen Mähmaschine gemäht. Gleichzeitig wurde es in Garben geteilt, mit einem Band zusammengebunden und dann von vielen fleißigen Händen in Stiegen zum Trocknen aufgestellt.

Hierzu musste dann einige Tage lang das Wetter warm und sonnig sein. Dann konnte die Ernte auf langen Leiterwagen zu hohen Fuhren aufgetürmt und eingefahren werden. Später ratterten tagelang die Dreschmaschinen auf den Deelen, um das Korn auszudreschen. Dieses war eine äußerst staubige Angelegenheit.

In regenreichen Sommern war es schwierig, das Getreide trocken einfahren zu können. Es kam häufig vor, dass das feuchte Korn in dem nassen Stroh auswuchs, dann waren die Stiegen grün von den frisch keimenden Körnern und die Ernte war verloren.

Vor der Erfindung des Selbstbinders Anfang der 30er Jahre wurde das Getreide mit einer einfachen Mähmaschine geschnitten, mit der Hand abgenommen und mit Stroh zu Garben gebunden. In noch länger zurückliegenden Zeiten mussten die Felder mit der Sense gemäht werden. Mais baute man in jener Zeit noch nicht an - jedenfalls nicht hier bei uns in Ostwestfalen. Auch die Rapsfelder, die jetzt hier im Frühjahr so strahlend gelb leuchten und das Landschaftsbild prägen, gab es noch nicht. Es wurden die traditionellen Getreidesorten Roggen, Weizen, Gerste und Hafer angebaut.

**Abb. 15:** (o. J. links)
Karl Vogelsang von Kampmeiers Hof

**Abb. 16: (**o. J. unten)
Reckefuß auf dem Hollenhagen, Erntearbeiten. Hier noch nicht mit Selbstbinder, sondern mit einer einfachen Mähmaschine

**Abb. 17:** (um 1952 - oben) - Pferdegespann von Königs Hof mit Mähbinder

**Abb. 18:** (unten) Pause in der Feldarbeit (Reckefuß' Hof auf dem Hollenhagen)

**Abb. 19:** (um 1960) Lindemanns Windmühle mit Getreidegarben

In regenreichen Sommern war es schwierig, das Getreide trocken einfahren zu können. Es kam häufig vor, dass das feuchte Korn in dem nassen Stroh auswuchs, dann waren die Stiegen grün von den frisch keimenden Körnern und die Ernte war verloren.

Vor der Erfindung des Selbstbinders Anfang der 30er Jahre wurde das Getreide mit einer einfachen Mähmaschine geschnitten, mit der Hand abgenommen und mit Stroh zu Garben gebunden. In noch länger zurückliegenden Zeiten mussten die Felder mit der Sense gemäht werden. Mais baute man in jener Zeit noch nicht an - jedenfalls nicht hier bei uns in Ostwestfalen. Auch die Rapsfelder, die jetzt hier im Frühjahr so strahlend gelb leuchten und das Landschaftsbild prägen, gab es noch nicht. Es wurden die traditionellen Getreidesorten Roggen, Weizen, Gerste und Hafer angebaut.

Aus den Getreidefeldern erklang das fröhliche Lied der Lerchen, das heute leider fast vollständig verstummt ist. Im Frühjahr hörte man von überall das Rufen des Kuckucks. Beim ersten „Kuckuck, Kuckuck"-Ruf wurde traditionell der Schinken angeschnitten, der dann seit dem Winter genug gereift war und so frisch köstlich schmeckte. Es war auch ratsam, beim ersten Rufen des Kuckucks ein gut gefülltes Portemonnaie bei sich zu tragen, denn das bedeutete, dass man das ganze Jahr genügend Geld haben würde.

Abends, wenn es dunkel wurde, konnte man mit etwas Glück den lieblichen Gesang der Nachtigall hören, der heute auch sehr selten geworden ist.

An schönen Sommerabenden wurde man von ganzen Schwärmen von Maikäfern umschwirrt. Es machte uns Kindern großen Spaß die braunen Krabbeltiere zu sammeln und in Zigarrenkästen oder Pappschachteln, in die wir Luftlöcher gebohrt hatten, zu sperren.

Das Konzert der Frösche in den nahen Teichen begleitete unseren Schlaf. Früh am Morgen kündigte das Krähen der Hähne mehr oder weniger nervend dann wieder einen neuen Tag an.

## Die ländliche Vorratswirtschaft

Frisches Gemüse oder Obst gab es in Exter nicht zu kaufen, man war Selbstversorger und hatte alles im Garten. Die vielen verschiedenen Sorten, die es heute gibt, waren unbekannt. Die „kleinen Leute", die keine Apfelbäume besaßen, konnten gegen Bezahlung im Herbst einen der vielen Apfelbäume an den Straßen abernten.

Birnen gab es viel mehr als heute. Auf riesigen Bäumen wuchsen Grießbirnen oder auch die kleinen Sommerbirnen, die nicht gepflückt werden konnten, sondern herabfielen und vom Boden aufgelesen werden mussten. Allerdings musste man aufpassen, dass man dabei nicht von Wespen gestochen wurde, die zahlreich dazwischen herumschwirrten. Diese Birnen wurden mit Stumpf und Stiel getrocknet; bei uns geschah das auf dem großen Kessel in der Fabrik. Dahin brachten auch die Nachbarn ihr Obst. Mit den Zwetschgen verfuhr man genauso.

Außer Marmelade wurden große Mengen Pflaumenmus gekocht, für das nicht so viel Zucker gebraucht wurde wie für Marmelade. Kleingeschnittene Zwetschgen wurden im großen Waschkessel unter Rühren so lange gekocht, bis ein dickliches, dunkelbraunes Mus entstanden war.

Die Gemüsegärten waren sehr groß. Da es keine Konserven zu kaufen gab - jedenfalls in Exter nicht - musste für den langen Winter vorgesorgt werden. Mutter und Marie füllten ganze Batterien von Einkochgläsern und brachten sie in die Regale im Keller. Berge von Weißkohl wurden zu Kraut gehobelt und mit viel Salz in großen Tonfässern eingestampft zu Sauerkraut. Das war auch mit viel Arbeit verbunden. Die oberste Schicht des Krautes musste immer wieder gesäubert, das Abdecktuch ausgewaschen und alles mit einem Brett und einem großen Stein beschwert werden. Wir besaßen einen großen Kohlhobel, den auch die Nachbarn ausliehen.

Mit geschnibbelten Bohnen verfuhr man genauso, sie wurden ebenfalls mit Salz eingestampft, gut gepflegt und im Winter als milchsaure Bohnen zusammen mit trockenen weißen Bohnen als Eintopf gegessen. Lecker! Die trockenen Bohnen stammten ebenfalls aus dem Garten. Im Winter wurden die Bohnenhülsen mit dem Dreschflegel ausgeschlagen und die Bohnen aus dem Abfall herausgelesen. Ebenso verfuhr man mit den trockenen Erbsen.

Gemüse wie Möhren, Rote Bete, Steckrüben und auch Kartoffeln wurden frostfrei eingelagert, zum Teil in Erdmieten im Garten.

## So war der Tagesablauf

Die Mahlzeiten waren einfacher, aber da viel schwerer körperlich gearbeitet wurde, auch nahrhafter und fetter. Morgens wurde erst einmal ein großer Topf Grütze gekocht, eine Milchsuppe mit Haferflocken, die ständig gerührt werden musste, damit sie nicht anbrannte. Ich schlechte Esserin bekam meistens noch

einen Stich Butter oder ein geschlagenes Eigelb hineingerührt. Um neun Uhr gab es ein zweites Frühstück, pünktlich um zwölf Uhr aßen wir zu Mittag.

Dann war auch in der Fabrik Mittagspause. Nachmittags wurde in der Fabrik noch einmal eine kurze Pause gemacht, dann tranken wir Kaffee.

Zum Abendessen gab es meistens eine große Pfanne mit Bratkartoffeln aus den übrig gebliebenen Kartoffeln von mittags, lecker mit Speckkinkeln und Zwiebeln. Dazu schmeckten eingelegter Kürbis oder Gurken sehr gut. Häufig wurde auch der Rest Eintopf vom Mittagessen aufgewärmt und gegessen, nachher gab es für ganz Hungrige noch Butterbrot.

Die Mahlzeiten nahmen wir gemeinsam ein. Es gehörte einfach dazu und war allgemein üblich, dass vorher und nachher ein kurzes Gebet gesprochen wurde. Ich musste auch beten, wenn ich abends zu Bett ging.

Es war nicht üblich zu den Mahlzeiten etwas zu trinken, abends gab es Kaffee zum Essen, wenn Butterbrote gegessen wurden. Heute hat man kistenweise Mineralwasser, Bier, Säfte und andere Getränke im Haus, dies war in meiner Jungend unbekannt. Die heute weltbekannte Coca-Cola fand so richtig erst nach dem Kriege ihre Liebhaber in Europa. Wenn man Durst hatte, trank man Leitungswasser oder auch „Saftwasser“, Leitungswasser mit einem Schuss von im Sommer bereitetem Himbeer- oder Erdbeersaft.

In den Gastwirtschaften war Bier das übliche Getränk. Bei uns in Ostwestfalen war es noch nicht verbreitet Wein zu trinken, einen Schoppen offenen Wein gab es schon gar nicht. Kinder tranken Apfelsinchen, eine dünne, recht süße Limonade. Die Bierfässer wurden mit Pferdefuhrwerken mit schweren Kaltblütern davor zu den Gastwirtschaften gebracht. Um das Bier kühl zu halten, brachten die Bierlieferanten, ebenfalls mit Pferdefuhrwerken, dicke Eisstangen. Diese wurden in die Bierkeller transportiert; dort hielten sie sich lange.

Bei Simon Knöner, dem Wirt vom „Gasthof zum Bahnhof“ im Dorf, hielt das Eisfuhrwerk an der Straße, die Eisstangen wurden direkt durch die Kellerfenster in den Bierkeller geschoben. Wenn wir als Kinder vorbeikamen, hatten wir meistens Glück und fanden ein Stückchen abgebrochenes Eis, an dem wir lecken konnten.

Bei Knöner hatten einige der nicht ganz kleinen Exteraner Bauern ihren Stammtisch bzw. ihr Stammsofa. Dort hockten sie - wie erzählt wurde - täglich. Dazu gehörte natürlich auch ein nicht ganz niedriger Alkoholkonsum, was für die wirtschaftliche Situation ihrer Höfe nicht unbedingt gut war.

Auf dem Lande pflegte man vielfach - besonders im Sommer während der Ernte auf dem Feld - aus einem Eimer Wasser zu trinken, in das man einen großen Schuss Essig geschüttet und Brotstücke gegeben hatte. Dieser Brottrunk war sehr erfrischend.

Bohnenkaffee gab es nur sonntags oder an den Feiertagen, sonst trank man Muckefuck, wie man den Kaffeeersatz auch nannte. Der Kaffee wurde auf dem Kaffeemehl, dem Prött, aufgebrüht und musste sich erst setzen. Kaffeemaschinen oder auch nur -filter waren noch nicht erfunden. Den Bohnenkaffee ließ meine Mutter von einer Spezialfirma schicken.

## Supermärkte waren unbekannt, man kaufte im Kolonialwarenladen

Für frische Kuhmilch sorgte der Milchmann Krumme. Mit dem Fahrrad und einer Milchkanne daran fuhr er von Haus zu Haus und füllte die Milch mit einem Messbecher direkt in der Küche ab. Den sonstigen Bedarf an Lebensmitteln kauften wir im Kolonialwarenladen von Ellermann. Was es dort zu kaufen gab, war gegenüber der heutigen Vielfalt mehr als dürftig.

Zucker, Salz, Mehl usw. wurden in Papiertüten abgefüllt und auf einer zweiarmigen Waage mit Gewichten ausgewogen. Puddingpulver, Backpulver und ähnliches gab es schon in Papiertüten. „Ein heller Kopf kauft Dr. Oetker“ war damals der Oetkersche Werbeslogan. An Schnüren baumelten jede Menge Holzschuhe „Holsken“ in allen Größen von der Decke herab. Holsken waren die auf dem Land am meisten getragene Fußbekleidung. Auch zur Schule kamen einige Kinder darin. Ich konnte nie in ihnen laufen.

Liebend gern ging ich mit Hi zum Einkaufen. Meistens fielen dann für mich ein paar „Bollchen“ in einer kleinen spitzen Papiertüte mit kleinen blauen Sternchen darauf ab.

Neben dem Kolonialwarenladen hatten Ellermanns auch eine Gastwirtschaft und eine Bäckerei, in der sehr gutes Landbrot gebacken wurde. Einmal pro Woche spannte Willi Ellermann ein Pferd vor den Federwagen, belud diesen mit frisch gebackenen Broten und brachte diese direkt zu den Kunden nach Hause. Im Kriege, als das Brot nur noch zugeteilt und gegen Lebensmittelmarken verkauft wurde, gab es diesen Service natürlich nicht mehr.

Man hätte sich in den kühnsten Träumen nicht vorstellen können, was heute für uns eine Selbstverständlichkeit ist: in riesigen Supermärkten in einer Fülle von Angeboten schwelgen zu können.

**Abb. 20:** (um 1930 - oben) Gasthof Simon Knöner, rechts neben dem Erker ist das Schaufenster des Kolonialwarenladens zu sehen.

**Abb. 21:** (o. J. - unten) Gastwirtschaft und Kolonialwarenladen Ellermann, rechts heute Straße „Am Exterbach“. Vor dem Ladenschaufenster befindet sich eine Gartengrotte aus Valdorfer Horststein.

Damals stand man vor dem Tresen, wartete bis man an der Reihe war und ließ sich von der Verkäuferin das Gewünschte geben, so lange wie man denn überhaupt noch genug kaufen konnte. Im Krieg und nach Kriegsende bekam man nur noch Lebensmittel auf Marken, die Zuteilung wurde ständig dürftiger.

Außer dem Kolonialwarenladen von Ellermanns gab es in Exter noch das Lebensmittelgeschäft von Südmersen (Eckhaus Im Königsfeld/Detmolder Straße), die auch eine Bäckerei hatten. Simon Knöner, dem der „Gasthof zum Bahnhof" gehörte, führte auch einen kleinen Lebensmittelladen neben der Kneipe. Im Dorfzentrum gab es außerdem den düsteren Kramladen von Elise Budde, der Jahre nach dem Krieg abgerissen wurde, als dort Wilkes Lebensmittelgeschäft neu gebaut wurde.

Kuhlmanns hatten neben einer Mini-Tankstelle, die später vergrößert wurde, einen Laden, in dem es alles für den Haushalt zu kaufen gab: Geschirr, Töpfe, Putzmittel und anderes, aber auch Fahrräder, Handwerkerzubehör und vieles andere. Außerdem besaßen Kuhlmanns eine Klempnerei und Schlosserei.

Bei Ellermann gab es im ersten Stock einen Saal, in dem Feste gefeiert und Theaterstücke aufgeführt wurden. Größer war aber der Saal von Simon Knöner. Bei den Dorffesten konnten hier noch mehr Leute fröhlich feiern und tanzen. Gelegentlich fand hier eine Filmvorführung statt. Auch der Turnverein trainierte regelmäßig in diesem Saal, da es in Exter keine Turnhalle gab.

**Abb. 22:** (o. J.) Südmersen an der Detmolder Straße ist Exteranern auch als Hoppensacks Kolonialwarenladen bekannt (heute Hempelmann).

**Abb. 23:** (o. J. - oben) Tankstelle Kuhlmann in ihren Anfängen, ganz links: Fritz Reitemeier, später Schmied auf dem Pivit.

**Abb. 24:** (nach 1945 - unten) Kuhlmanns Tankstelle wurde erheblich erweitert, rechts daneben befindet sich der Laden von Elise Budde, der später dem Neubau des ersten Edeka-Marktes Wilke wich, im Hintergrund ist rechts oben ein Stück der Kleinbahntrasse zu sehen (heute Schulstraße).

## Die Mode jener Jahre

Wenn meine Mutter oder ich neue Kleider brauchten, kam eine Schneiderin - Fräulein Köstermeier - ins Haus. Tagelang saß sie an der Nähmaschine und verstreute Mengen von Stecknadeln auf der Erde, die sie dann mit einem Magneten wieder auflas. Sie war manchmal ein wenig konfus und brauchte lange, bis ein Teil fertig war. Dann sah es aber auch sehr gut aus und passte prima. Ihr Vater war im Sommer Maurer und schlachtete im Winter bei den Leuten zu Hause die Schweine, auch bei uns.

Wenn Willi etwas Neues zum Anziehen haben musste, fuhr Mutter mit ihm nach Herford zu Viehmann & Fischer. Dies war ein sehr gutes Spezialgeschäft an der Hämelingerstraße für Berufskleidung und für Bleyle-Stricksachen für die ganze Familie, von Strickanzügen über Strickkleider, wollene Unterröcke und warme Wollschlüpfer mit langen Beinen. Brrr!

Ich kann mich noch schwach daran erinnern, dass Willi einen dunkelblauen, gestrickten Anzug mit Matrosenkragen und kurzen Hosen trug, der auch von Viehmann & Fischer stammte. Lange Hosen gab es für Jungen erst nach der Konfirmation. Zu den kurzen Hosen kamen im Winter lange, warme, gestrickte Strümpfe, die von einem Leibchen mit Gummibändern gehalten wurden. Dazu gab es den traditionellen Haarschnitt „Bubikopf mit Spielwiese“, vorn ein kurzer Pony, hinten kahlgeschoren. Man stelle sich die heutigen Kids in dieser Aufmachung vor …

Den Mädchen und auch mir erging es ähnlich. Ich bekam auch Strickkleider von Viehmann & Fischer, die zum Teil sehr hübsch waren. Die dicken Wollstrümpfe samt Leibchen und Strumpfbändern gehörten ebenfalls dazu. Hosen, die heute nicht mehr wegzudenken sind, trugen die Mädchen früher nicht. Allenfalls gab es für kleine Mädchen wollene Gamaschenhosen, die ganz niedlich aussahen.

Stricksachen wurden in Herford auch in der Strickerei Heinrichsmeier an der Clarenstraße nach Maß angefertigt. Wäsche wie Schlafanzüge nähte Firma Drieling an der Johannisstraße. Herr Drieling kam von Zeit zu Zeit ins Haus, nahm Bestellungen auf und brachte stets eine Menge von bunten Stoffresten mit, aus denen Fräulein Köstermeier dann neue Puppenkleider nähte.

Kurzwaren, wie Nähgarn, Gummi, Nadeln usw. sowie Socken und Strümpfe kauften wir später bei Pottharst. Vorher kam aber auch ein Hausierer mit Bauchladen ins Haus. Hieran kann ich mich aber nicht mehr erinnern. Es wird

der alte Brinkmann gewesen sein, dessen Sohn später die große Bekleidungsfirma F. W. Brinkmann in Herford gründete.

## Die täglich zu verrichtenden Arbeiten waren mühselig

Im Winter, wenn es ruhiger zuging und die Arbeit im Garten beendet war, saßen an den langen Abenden und gelegentlich auch nachmittags Mutter und Marie und stopften und flickten. Manchmal reichte die Zeit auch noch zum Sticken.

Ein mit schwerer Arbeit ausgefüllter Tag war der Waschtag. Abends vorher wurde die Kochwäsche eingeweicht und in die Holzbottichwaschmaschine von Miele Wasser eingefüllt, damit sie am nächsten Tag auch dicht war. Morgens klingelte früh der Wecker und es ging ab in die Waschküche.

**Abb. 25:** In alten Zeiten: Wäscherinnen am Exterbach (Hanna Christ (†), Exter, gezeichnet 1960)

Die Kochwäsche wurde im großen Waschtrog gekocht und kam dann in die Waschmaschine. In dem Wasser wuschen Mutter und Marie anschließend noch die Buntwäsche. Im Sommer kam die Kochwäsche dann noch nach draußen auf den Rasen zum Bleichen. Sie musste immer wieder begossen werden.

Dann wurden die verschiedenen Sorten mit viel klarem Wasser ausgespült, ausgewrungen und zum Trocknen aufgehängt. Später trat das Bügeleisen in Aktion. Die großen Teile der Bettwäsche wurden in einer einfachen handbetriebenen Mangel einigermaßen geglättet.

Wir waren mit unserer Holzbottichwaschmaschine aber recht gut ausgestattet. Es gab noch viele Haushalte, in denen die Wäsche mühselig auf einem Waschbrett sauber gerubbelt werden musste. Unsere Waschmaschine hatte einen großen, angebauten Motor. Mein erfinderischer Vater bastelte eine Vorrichtung, mit der dieser Motor im Winter, wenn geschlachtet wurde, auch den großen Fleischwolf antreiben konnte, der das Fleisch in Mett für die Wurst verwandelte. Das ersparte eine Menge Arbeit und Muskelkraft.

Die Handwerker und die Männer, die zu Haus Reparaturen durchführten oder bastelten, hatten viel mehr Mühe mit ihrer Arbeit als die Heimwerker heute. Ihr Herz hätte vor Freude Purzelbäume geschlagen, wenn sie all die kleinen und größeren Geräte und Maschinen hätten kaufen können, die heute die Baumärkte füllen.

Die meisten Arbeiten wurden in Handarbeit mit einfachen Werkzeugen ausgeführt. Die heute unentbehrlichen Elektro- oder Akkuschrauber zum Beispiel waren noch nicht erfunden. Jede Schraube musste mit vielen Handbewegungen mit einem einfachen Schraubenzieher in das Holz gedreht werden. Daher war es normal, dass früher viel weniger geschraubt und dafür mehr genagelt wurde.

Die alltäglichen Arbeiten in Haus und Garten waren sehr viel mühseliger und zeitraubender als heute, da es die vielen kleinen und großen elektrischen Geräte, die uns heute das Leben erleichtern und nicht mehr wegzudenken sind, noch nicht gab. Sie kamen erst in den 1950er Jahren und später nach und nach auf den Markt. Ein Leben ohne diese Heinzelmännchen ist heute undenkbar. Wenn meine Mutter beispielsweise Pudding kochte, wurde das Eiweiß mit einer Gabel auf einem Teller zu Schnee geschlagen.

Auch das Kuchenbacken kostete viel Zeit und Muskelkraft. Der Teig wurde in einer großen Schüssel so lange gerührt bis sich die Zutaten zu einer lockeren, cremigen Masse vermischt hatten. Knetteige walkte man auf einem Brett auf dem Tisch mit den Händen bis sie geschmeidig waren.

Die flüssige Sahne bearbeitete (schlug) man in einem speziellen hohen Gefäß mit einem durchlöcherten Einsatz, bis wie durch Zauberei die leckere Schlagsahne entstanden war.

Butter konnte man nach diesem Verfahren auch selbst herstellen. Hierzu musste das Gefäß entsprechend größer sein. Die Sahne wurde mit dem Locheinsatz so lange „gepömpelt“ bis sich aus der zwischenzeitlich entstandenen dickeren Masse kleine Butterkügelchen gebildet hatten. Diese mussten zusammengeknetet, mehrfach mit Wasser ausgewaschen und gesalzen werden.

Auf diese Art stellten wir in der Kriegs- und Nachkriegszeit, als wir als Ziegenbesitzer keine Marken für Butter oder anderes Fett zugeteilt bekamen, aus unserer Ziegenmilch Butter her. Diese war schneeweiß und wenig delikat, aber sehr nahrhaft und nützlich.

Im Sommer, wenn es heiß war, wurden „Setten“ - mittelgroße Glasschüsseln - mit Milch, allerdings mit Kuhmilch, gefüllt und in der warmen Küche auf dem Schrank zum Plundern aufgestellt. Nach einigen Tagen war die Milch dick geworden, mit einer gelben Fettschicht obendrauf. Die Plundermilch mit Zimt und Zucker oder mit Obst war köstlich und sehr erfrischend. Aus dieser Dickmilch konnte man durch Erhitzen Quark gewinnen und daraus leckeren Kochkäse machen.

Gekocht wurde auf einem Kohleherd, der Kochmaschine. Mittags musste die eiserne Herdplatte immer schön blank geputzt werden. Auf den Herden befand sich seitlich ein blankes Metallbecken, das „Schiff“, in dem das Herdfeuer für einen ständigen Vorrat an heißem Wasser sorgte.

Bei uns stand in der Kellerküche ein riesiges Ungetüm von Herd. Er sollte in der Übergangszeit, wenn es sich noch nicht lohnte den mit Koks befeuerten Heizkessel in Gang zu setzen, die Zentralheizung betreiben. Diese praktische Einrichtung funktionierte allerdings nicht. Wie sich Jahrzehnte später beim Abbau des Herdmonstrums herausstellte, waren die Anschlüsse beim Bau vertauscht worden. Auch der Backofen war nicht zum Backen zu gebrauchen. Daher besaßen wir schon Jahre vor dem Krieg zusätzlich einen Elektroherd, in dessen Backofen wir Kuchen backen konnten.

Die Fußbodenpflege war ebenfalls sehr arbeitsaufwendig. Wir hatten überall im Hause Linoleumfußboden. Dieser war nur bei guter Pflege schön blank und streifenfrei. Dazu musste er mit einem schweren Bohnerblock bearbeitet und dann mit einem weichen Tuch poliert werden. Häufig wurde das Linoleum feucht gewischt und dann mit Bohnerwachs eingerieben. Anschließend musste entsprechend lange gebohnert werden, bis der Boden wieder glänzte. Das war wahrhaftig Schwerarbeit!

Auch die Teppiche machten viel Arbeit. Läufer und Brücken wurden häufig draußen über eine Teppichstange gehängt und kräftig ausgeklopft. Die Teppiche mussten natürlich regelmäßig gesaugt werden. Im Winter, wenn genügend trockener Pulverschnee lag, kamen sie nach draußen auf den Rasen und wurden dort geklopft und gebürstet. Je nachdem wie schmutzig der Schnee anschließend aussah, wurde die Prozedur mehrfach wiederholt.

Die Gardinenpflege war ebenfalls nicht so einfach wie heute, wo man die Gardinen abnimmt, in die Waschmaschine steckt und sie anschließend wieder aufhängt. Die Gardinen wurden in der Badewanne oder einer großen Zinkwanne gewaschen und mehrfach ausgespült. Weiße Gardinen waren noch nicht in Mode, sondern man bevorzugte einen leichten Cremeton. Daher tönte man sie anschließend in einer dünnen Teelösung etwas. Damit sie wieder in Form kamen, mussten sie dann gespannt werden.

Bügelfreie Textilien waren noch nicht erfunden. Die Kleidungsstücke waren aus Wolle, Leinen oder reiner Baumwolle. Wäsche, Hemden oder Blusen, die nach denn Waschen ungebügelt wieder angezogen werden konnten, gab es nicht. Kleidungsstücke aus Wolle waren vorsichtig mit der Hand zu waschen.

In meiner Kindheit gab es zum Glück schon elektrische, wenn auch furchtbar schwere Bügeleisen. Vorher mussten einfache eiserne Bügeleisen im Herd erhitzt werden.

Moderne Wäschetrockner wurden erst viele Jahrzehnte später erfunden. Man hängte die Wäsche in der frischen Luft auf der Leine auf, sie flatterte lustig im Wind und duftete wunderbar frisch.

## Ein großes Problem war die Müll- und Abwasserentsorgung

Eine Kanalisation gab es in Exter natürlich nicht. Unsere Abwässer flossen in eine gemauerte Grube neben dem Haus, die regelmäßig geleert wurde. Dazu kam der alte Göhner mit seinem Kuhgespann, pumpte mit einer Handpumpe den Inhalt der Grube in ein Jauchefass und verteilte alles auf seinen Äckern. Natürlich hinterließen während der Prozedur die Kühe ihre Visitenkarten auf unserem Pflaster.

Der alte Göhner, ein Nachbar vom Pivit, war ein frommer, Respekt einflößender Mann mit schlohweißen Haaren. Er hielt Bibelstunden, sprach mit lauter, salbungsvoller Stimme und war in der ganzen Gegend als Posaunengeneral von Exter bekannt.

**Abb. 26:** (o. J.) „Der alte Göhner, ein Nachbar vom Pivit“

Ebensowenig wie eine Kanalisation gab es eine Wasserleitung in Exter. Die Exteraner hatten ihre eigenen Brunnen. Es gab noch Familien, die das Wasser per Hand aus dem Brunnen emporziehen oder -pumpen mussten.

Wir hatten dafür im Keller eine elektrische Pumpe, die entsetzlich laut war, wenn sie ansprang, um den Wasserboiler voll zu pumpen. Fremde Besucher, die dieses Geräusch nicht kannten, fragten oft erschrocken nach dieser Höllenmaschine.

Ein Problem in jener Zeit war die Müllentsorgung. Bei uns auf dem Land gab es natürlich keine Müllabfuhr, jeder musste selbst sehen, wie er seinen Abfall los wurde. Im Vergleich zu den heutigen Müllbergen waren die Abfallhaufen aber sehr bescheiden.

Die Mengen von Verpackungsmaterial, die heute bei jedem Einkauf anfallen und einen großen Anteil am Müll bilden, gab es noch nicht. Plastik war noch nicht erfunden. Einkäufe wurden in Papier gewickelt, Lebensmittel in Tüten abgewogen. Einwickelpapier und Tüten konnte man zum Feueranmachen verwenden oder im Herd oder Ofen verbrennen.

Mit den Zeitungen, die nicht so umfangreich wie heute waren, verfuhr man genauso. In den Kriegsjahren, als es kein Toilettenpapier mehr gab, wurde die tägliche Literatur säuberlich in Stücke gerissen und auf dem „stillen Örtchen" für hinterlistige Zwecke deponiert. Etwas anderes hatten die Lügen und die Propaganda der Nazipresse auch nicht verdient. Die Auswahl an Illustrierten und Zeitschriften war mehr als dürftig.

Plastikbeutel waren unbekannt, ebenso auch Tragetaschen aus Papier. Die Einkäufe wurden in Taschen verstaut und nach Hause getragen. Öl füllte man in mitgebrachte Flaschen, auch die Milch kaufte man natürlich lose.

Die Batterien von Joghurtbechern und anderen Desserts gab es nicht, auch die vielen, vielen Reinigungsmittel in Plastikflaschen waren noch nicht erfunden. Im Haushalt hatte man allenfalls Waschpulver, Kernseife, Imi, Soda und Ata.

Aber auch der wenige Müll, der zum Schluss übrig blieb, musste irgendwie entsorgt werden. Man sammelte ihn in Säcken und ließ diese heimlich in Gräben und Sieken verschwinden. Das Umweltbewusstsein war noch nicht sehr ausgeprägt, es gab aber andererseits keine andere Möglichkeit den Abfall los zu werden. Nach wiederholten Anträgen einer Reihe von Nachbarn gab es dann in den 1950er Jahren endlich auch in Exter die Müllabfuhr.

## Ferien bekamen nur die Kinder in der Schule
## Urlaub war auf dem Lande unbekannt

Hitler schuf eine regelrechte Urlaubsindustrie, die „Kraft durch Freude"-Reisen. Er wollte möglichst viele linientreue Werktätige mit preiswerten Urlaubsreisen beglücken. Große Ferienheime entstanden, auf Werbeplakaten winkten fröhliche blonde Menschen, die auf weißen Schiffen über das blaue Meer fuhren. Das Ganze diente aber vor allem der Festigung der nationalsozialistischen Gesinnung, die auf den Urlaubsreisen nicht zu kurz kam.

**Abb. 27:** (1936) In Bad Pyrmont

Urlaub machen und verreisen war für uns auf dem Land in der damaligen Zeit fast unbekannt. Im Sommer 1931 - vor meiner Geburt - fuhr meine Mutter mit Willi zur Erholung nach Binz auf Rügen. Das ist beiden sehr gut bekommen.

1936 machte meine Mutter eine Kur in Bad Pyrmont. Ich war vier Jahre alt und durfte mitfahren. Die in den Boden eingelassenen Becken mit dem Solebad, in die man auf einer Treppe hinabstieg, sind mir noch deutlich in Erinnerung. Ich erinnere mich auch noch an einen Esel, auf dem ich manchmal ein Stück spazieren reiten durfte, hierauf war ich besonders versessen.

**Abb. 28:** (1937) Aufenthalt im Kinderheim

Weil ich so zart war, wurde ich dreimal ins Kinderheim Kreft in Bad Salzuflen gesteckt, um Solebäder zu nehmen, aber auch, damit ich Einzelkind mich in die Gemeinschaft einfügen sollte. Dieses fiel mir nicht sehr schwer. Obwohl ich auch Heimweh hatte, genoss ich den Aufenthalt und das ständige Zusammensein mit der Kinderschar. Bei meinem ersten Aufenthalt 1936 waren auch Ingrid und Reinhild „vom Berge“, die Enkelkinder meines ältesten Onkels, mit dabei. Einige Male nahm mein Vater meine Mutter und mich mit als er Kunden besuchte. Als ich noch ganz klein war und meine Milch noch aus der Flasche trank, waren wir kurz in Thüringen, in Friedrichroda. Ich kann mich jetzt noch an weite Wälder und Kuhherden erinnern. Ein kleines Körbchen, das ich dort bekam, existiert noch heute.

Ein anderes Mal waren wir bei unserem Vertreter in Bad Lauterberg im Harz, der uns auch gelegentlich mit seiner Familie in Exter besuchte.

Im Jahr 1937 verbrachten wir ein Wochenende in Dangast am Jadebusen, auch Willi, der ja inzwischen erwachsen war, begleitete uns. Richtigen Urlaub machten Mutter und ich später, schon zu Beginn des Krieges, an der Ostsee. Mit Kusine Hilde, ihrem Sohn Dieter und Karlheinz Wrachtrup fuhren wir nach Scharbeutz.

Ebenfalls zu Beginn des Krieges erkrankte ich sehr an Keuchhusten. Der Arzt riet zu Luftveränderung. So fuhr Mutter kurz entschlossen mit mir nach Steinbergen, wo wir trotz meiner Krankheit in einer Pension mit mehreren Kindern aufgenommen wurden. Obwohl Steinbergen nicht weit von Exter entfernt ist, besserte sich der Husten sehr schnell.

Jedes Mal, wenn wir nach kurzer Abwesenheit nach Haus zurückkehrten, bereitete uns Marie einen festlichen Empfang. Das ganze Haus war auf Hochglanz gebracht, Überall standen frische Blumensträuße - jedenfalls im Sommer - und Marie strahlt vor Freude.

Nachdem Marie einige Jahre bei uns war, wollte sie sich verändern und nahm eine Stelle in Rheydt in einer Gastwirtschaft an. Wir waren sehr traurig, als Marie uns verließ. Mutters Schwager Hermann Kahlenberg kam einige Zeit später einmal nach Rheydt und hat Marie besucht. Er kam zurück und erzählte meinen Eltern davon. „Holt bloß Marie nach Hause, sie geht dort zugrunde!“ meinte er. Kurz entschlossen fuhr mein Vater nach Rheydt und holte Hi heim in den Schoß der Familie. Marie brachte mir aus Rheydt eine riesengroße Puppe mit, Rosalinde, die heute noch existiert.

## Kleine Wehwehchen kurierte man selbst

Dass bei meinem Keuchhusten ein Arzt zu Rate gezogen wurde, war etwas Besonderes. Im Allgemeinen versuchte man es erst einmal mit bewährten Hausmitteln. Wenn die Krankheit damit nicht kuriert werden konnte, ging man zum Arzt oder zum Homöopathen - so zum alten Heil in Herford. In Exter gab es keinen Arzt, wir mussten nach Vlotho fahren. Wenn ein Besuch beim Zahnarzt fällig war, fuhren wir nach Vlotho zu Dr. Mülke, der dafür bekannt war, nicht übermäßig zart mit seinen Patienten umzugehen.

Viele Leute gingen nur zum Zahnarzt, wenn sie Zahnschmerzen hatten. Deshalb besaßen zahlreiche Menschen keine Zähne mehr und „kauten auf den Felgen“. Für eine Prothese war häufig kein Geld da. Beim Essen war das sehr beschwerlich. Die Kartoffeln mussten zerdrückt werden, Fleisch zu essen war recht schwierig. Beim Frühstück wurden die Krusten vom Brot abgeschnitten und in den Kaffee gestippt, bis sie weich waren.

Es war nicht üblich, bei jeder Kleinigkeit zum Doktor zu rennen, kleinere Wehwehchen wurden mit Hausmitteln behandelt. Bei Fieber gab es Wadenwickel und Lindenblütentee zum Schwitzen, bei Halsschmerzen Wickel mit hei-

ßen Pellkartoffeln um den Hals, bei Bauchschmerzen oder Magenverstimmung wurde ekelhafter Wermuttee getrunken. Bei Ohrenschmerzen steckte man ein Geranienblatt ins Ohr oder träufelte heißes Öl ein. Wenn aus einer Erkältung ein quälender Husten geworden war, wurde ein Sirup aus Zwiebeln und Zucker gekocht und in kleinen Portionen getrunken, außerdem gab es natürlich Hustentee.

Da die Menschen oft nur den Arzt aufsuchten, wenn es gar nicht mehr ging und es längst nicht so viele wirksame Medikamente gegen alle Krankheiten gab wie heute, war die Lebenserwartung viel niedriger. Wenn etwa das Herz nicht mehr recht wollte und man beim Gehen Atemschwierigkeiten hatte, so war dies „Herzasthma". Es war von Gott gegeben und man musste damit leben.

Zu Beginn des Krieges konnte ich plötzlich nicht mehr richtig laufen und hatte starke Schmerzen an der Hüfte. Meine Mutter fuhr mit mir zum Röntgen nach Bad Salzuflen. Die Diagnose: Hüftgelenkentzündung. Ein Heilpraktiker - ein „Knochenbrecher" in diesem Fall - reiste von „hinter dem Berge", der Gegend um Rahden, an. Er hinterließ eine Menge Tropfen und Pülverchen und verordnete heiße Bäder in einem Eichenrindesud. Ich wurde regelmäßig in einer Zinkwanne im Keller in die dunkelbraune Brühe gesteckt. Die Behandlung wirkte, nach kurzer Zeit war die Entzündung verschwunden.

Einen Nachteil hatte diese Kur. Als wir kurz darauf nach Scharbeutz an die Ostsee fuhren, wurde mir das Baden im Meer verboten, worüber ich sehr traurig war. Ich durfte nur mit den Füßen in den Wellen plantschen. Dabei hatte ich Pech, ich trat in eine Glasscherbe, die mir den Fuß seitlich tief aufschnitt.

Aber auch diese Blessur heilte wieder, auch ohne Arzt. Nur als wir wieder zu Hause waren hatte sich an der zugeheilten Wunde wildes Fleisch gebildet. Jetzt musste ich den Fuß in Urin baden, anschließend wurde Zucker auf die Stelle gestreut. Infolge dieser Behandlung bildete sich das wilde Fleisch wirklich zurück, bis auf die Narbe sah der Fuß wieder proper aus.

Bei kleineren Verletzungen - wie bei aufgeschürften Knien - wurde die Wunde erst mit Jod beträufelt, was entsetzlich weh tat, und dann mit einem „Lappen", einem sauberen weichen Taschentuch, verbunden. Heftpflaster war teuer und musste in der Stadt in der Apotheke gekauft werden. Meistens genügte auch der „Lappen". Hatte sich eine dieser kleinen Wunden, zum Beispiel an den Händen, einmal entzündet, sorgte ein Bad mit heißem Seifenwasser (aus Kernseife) meistens rasch für Besserung.

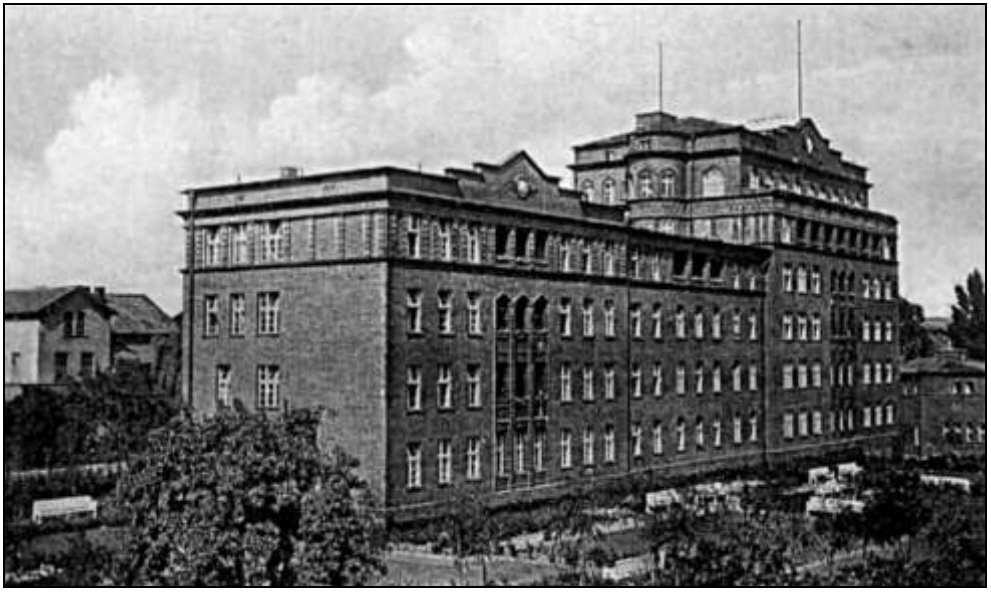


**Abb. 29:** (um 1929) Kreiskrankenhaus Herford (heute: Technisches Rathaus)

Einmal hatte ich wohl eine Gelbsucht, dagegen sollten lebendige Schafläuse helfen. Ich weiß es nicht ganz genau und habe auch wissentlich keine Läuse schlucken müssen, aber ich glaube, dass sich meine Eltern mit Mühe Schafläuse besorgten und mich mit viel List und Tücke dazu brachten, diese runterzuschlucken ohne es zu merken. Die Gelbsucht war jedenfalls alsbald verschwunden.

Ebenfalls zu Beginn des Krieges fuhr meine Mutter mit mir nach Herford zum HNO-Arzt Dr. Meyer zum Gottesberge, da ich Polypen in der Nase hatte. Wir bekamen einen Termin im Kreiskrankenhaus, wo der Arzt seine Operationen durchführte, und fuhren mit der Kleinbahn nach Herford. Eine Schwester nahm mich auf den Schoß, ich bekam kurz eine Äthermaske auf die Nase und ruck-zuck waren die Polypen entfernt. Ich war wieder wach, weinte ein bisschen und dachte, alles wäre überstanden. Das war ein Irrtum: bei vollem Bewusstsein wurden anschließend noch meine Mandeln gekappt, was entsetzlich weh tat. Mein Strampeln und Schreien half mir wenig.

Dann waren wir entlassen. Als meine Mutter mit mir weinendem und blutendem Kind über die Flure zum Ausgang ging, sahen mich sogar die Soldaten, die hier ihre Verwundungen auskurierten und aufstehen durften, mitleidig an.

Jetzt mussten wir noch mit der Kleinbahn eine dreiviertel Stunde lang nach Exter fahren und zu Fuß nach Hause wandern. Meine Mutter hatte einen ganzen Berg Stofftaschentücher mitgenommen (Papiertaschentücher gab es noch nicht), aber als wir zu Hause ankamen, war auch das letzte Zipfelchen blutig. Zu Hause in meinem Bett ging es mir aber bald wieder besser.

## Als das Christkind noch die Geschenke brachte

Ich besaß eine ganze Anzahl Puppen, unter anderem Schildkröt-Puppen aus Zelluloid. In den ersten Jahren, als es noch Spielsachen zu kaufen gab, saß Weihnachten gelegentlich eine neue auf dem Gabentisch. Und wenn es keine neue Puppe war, fanden sich meine alten Lieblinge, die auf mysteriöse Art kurz vor Weihnachten verschwanden und nicht aufzufinden waren, neu eingekleidet unter dem Tannenbaum wieder.

Weihnachten war jedes Jahr ein aufregendes und die Nerven strapazierendes Fest. In der Zeit vorher herrschte in der Küche Hektik, es duftete nach köstlichen Plätzchen. Ich war natürlich dabei, ich durfte helfen Spekulatius auszustechen. Natürlich konnte ich Naschkatze auch von dem leckeren Teig kosten und die noch warmen Plätzchen probieren. In den letzten Tagen wurde dann die Weihnachtsgans geschlachtet und das Festmahl vorbereitet.

Vor der Bescherung war schon den ganzen Tag das Weihnachtszimmer abgeschlossen. Am Nachmittag wurde ich zu meinem Ärger erst einmal ins Bett gesteckt, kam aber vor lauter Aufregung nicht zum Schlafen.

Wenn es dann dämmrig wurde, wanderte ich einige Jahre lang mit Marie auf den Pivit, wo in einem kleinen Häuschen eine arme Familie - Schillemanns - lebte. Dieser brachten wir regelmäßig einen Korb mit leckeren Sachen zum Essen.

Wenn wir wieder zu Hause waren, konnte jeden Moment das Christkind kommen! Ich habe lange ganz felsenfest an seine Existenz geglaubt. Wenn dann das Glöckchen ertönte, erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. Einmal hatte ich Glück und sah im Wintergarten gerade noch einen Zipfel vom weißen Kleid des Christkindes, als es eilig verschwand. Das war doch der sicherste Beweis, dass das Christkind wirklich bei uns gewesen war!

Und dann war es so weit. Da stand der große Tannenbaum, so hoch wie das Zimmer, viele Kerzen brannten daran. Der Baum war reich geschmückt mit Lametta, bunten Kugeln, Glöckchen und niedlichen kleinen Vögelchen. Jedes

Jahr vor Weihnachten kamen Händler aus Thüringen, die den in ihrer Heimat gefertigten Weihnachtsschmuck verkauften. Die ganze Belegschaft der Fabrik deckte sich dann mit diesen Sachen ein.

Der Gabentisch durfte erst in Besitz genommen werden, wenn wir einige Weihnachtslieder gesungen hatten.

Am Ersten Weihnachtstag hieß es früh aufstehen, draußen war es noch stockdunkel. Wir gingen zu dieser frühen Stunde zur Christmette in die Kirche. Wenn wir von dort zurückkamen, wurde gefrühstückt. Dann kam das neue Spielzeug zu seinem Recht. Regelmäßig gab es zu Weihnachten einen neuen Brummkreisel, genau wie jedes Jahr zum Geburtstag - bis zum Krieg - ein paar schöne warme hohe Kamelhaarpuschen mit einem Knipsverschluss.

## Verwandtenbesuche

Weihnachten kamen regelmäßig an einem der Feiertage Tante Johanne und Onkel Heinrich mit meinem jüngsten Vetter Heinz, der aber immerhin auch neun Jahre älter war als ich, zu Besuch. Natürlich hatten er und mein Bruder andere Interessen und ich war ziemlich überflüssig.

Ein besonderes Ereignis war es, wenn Tante Anna und Onkel Hermann aus Jöllenbeck mit ihren Söhnen Heinrich (Heini) und Georg zu Besuch kamen. Onkel Hermann besaß als Auto einen schweren Wanderer. Vetter Heini war zwei Jahre älter als mein Bruder Willi und hatte schon einen Führerschein, Vetter Georg und Willi waren gleich alt. Besonders Willi genoss jedes Mal diese Besuche, ich kleines Mädchen war natürlich nicht gefragt bei den Unternehmungen der jungen Männer.

Ich kann mich daran erinnern, dass öfter eine Spritztour gemacht wurde, Heini durfte dann mit dem Auto seines Vaters fahren. Marie, die immer unternehmungslustig war, wurde natürlich auch meistens mitgenommen, gelegentlich durfte ich auch mit. Keiner der jungen Männer konnte damals ahnen, wie schnell diese glücklichen Zeiten der Vergangenheit angehören würden und dass alle drei den Krieg nicht überleben würden.

## Wenn Vater unterwegs war.

Mein Vater fuhr gelegentlich auf Kundenbesuche, oft zusammen mit Onkel Karl, der nicht Auto fahren konnte.

**Abb. 30**: (um 1925) Vater und Willi mit dem Opel

Vor dem Kriege fand die große Möbelmesse, die später nach Köln umzog, in Leipzig statt. Ich war noch sehr klein und „Leipzig" sagte mir so gar nichts. Als Vater einmal von dort zurückkam, tanzte ich um das Auto und fragte ihn, ob er mir wohl aus „Eierstich" etwas mitgebracht habe.

Einmal im Jahr reiste Hitler auf den Bückeberg, um dort vor begeisterten Anhängern zu reden bzw. zu polemisieren. Auch mein Vater wollte den „großen Führer" einmal aus der Nähe erleben und fuhr zum Bückeberg. Als er zurückkam, machte er ein sehr sorgenvolles Gesicht.

## Ein neues Auto ist fällig

Mein Vater hatte schon sehr früh ein Auto als Firmenwagen. Es gibt ein altes Foto aus den 20er Jahren, auf dem er mit Willi als Jungen mit einem alten Opel zu sehen ist. Es wurde auch häufiger ein neues Modell gekauft. Es geht die Sage von einem Autokauf, als Vater und Onkel Karl sich den Spaß machten im Arbeitszeug (aber wohl nicht gerade mit Holsken) einen Autohändler aufzusu-

chen, um ein neues Auto zu bestellen. Der Händler behandelte sie wohl etwas herablassend, bis die beiden den Kaufpreis bar aus der Hosentasche auf den Tisch blätterten. Ein anderes Mal rutschten die beiden mit einem neuen Auto bei Glätte in den Graben. Prompt wurde das Auto gegen ein anderes eingetauscht, das angeblich eine bessere Straßenlage hatte.

1937 war wieder ein neues Auto fällig. Dieses Mal durfte ich Vater, der einen Wanderer bestellen wollte, nach Bielefeld begleiten. Es war ein schickes, modernes Modell, das dem seinerzeitigen Mercedes 170 V sehr ähnelte. Das Auto war beige. Ich bat meinen Vater flehend, doch bitte, bitte ein rotes Auto, das auch ausgestellt war, zu nehmen. Vergeblich! Den beigen Wanderer haben wir lange gehabt. Das Auto wurde während des Krieges stillgelegt.

## Onkel Heinrich, ein Original

Mit in unserer Familie lebte Onkel Heinrich, ein sechzehn Jahre älterer, unverheirateter Bruder meines Vaters. Im neuen Haus teilte er sich mit Willi ein Zimmer. Onkel Heinrich war auch in der Firma tätig. Unter anderem war er für den Transport der Möbel und für Fütterung und Pflege der Pferde zuständig. Als er einmal den Hafer für die Pferde in der Krippe verteilte sprang eine Ratte daraus empor und biss ihn kräftig in die Hand.

**Abb. 31:** (1936) Die Familie und Onkel Heinrich (links)

**Abb. 32**: (um 1930) Bad Senkelteich

Von Onkel Heinrich wird auch überliefert, dass er sich an einer Säge einen Finger fast abschnitt. Onkel Heinrich schimpfte tüchtig, klebte ihn einfach mit etwas Leim wieder an und band einen „Lappen“ darum. Ob dann wirklich alles ohne Komplikationen verheilt ist, wage ich nicht zu behaupten. Jedenfalls besaß Onkel Heinrich in späteren Jahren noch alle Finger.

Nach dem letzten Friedensweihnachtsfest 1938 wurde ich an einem dunklen Dezembermorgen von Klopfen und Hämmern geweckt. Es war der 28. Dezember, Onkel Heinrich war in der Nacht gestorben. Er wurde im Wintergarten aufgebahrt, hierfür wurde ein Podest gezimmert.

Onkel Heinrich litt sehr an Rheumatismus und ging jedes Jahr ein paar Wochen nach Bad Senkelteich, um Moorbäder zu nehmen. In diesem Jahr hatte er die anstrengende Kur wieder in drei Wochen hinter sich gebracht und sich zu Hause sofort in die Arbeit gestürzt. Hiervon konnte er sich nicht richtig erholen. Onkel Heinrich ist 73 Jahre alt geworden.

Wie üblich wurde er von zu Hause aus beerdigt. Zwei Pferde mit schwarzen Schabracken zogen den schwarzen Leichenwagen mit dem Sarg, die Trauergemeinde ging zu Fuß den Weg bis zum Friedhof hinterher.

## Der neue Garten

Unser Vorgarten wurde 1937 total umgestaltet. Gärtnermeister Böhm aus Herford vollbrachte ein Meisterstück. Die ganze Fläche bis zur Straße wurde neu bepflanzt. Rasen war damals nicht „in", darum war auch kein Quadratzentimeter Gras darin zu finden, sondern nur aufwendig zu pflegende Beete und Rabatten.

Das abfallende Gelände wurde durch lange Trockenmauern abgestützt. Dazwischen gab es Beete mit Rhododendron, Rosen, Stauden usw. Auch ein Springbrunnen sprudelte inmitten der Blütenpracht. Sauber geharkte Wege führten dazwischen entlang, auch ein hübscher Sitzplatz wurde angelegt. Dort standen im Sommer unsere Palmen, die inzwischen riesengroß geworden waren und nur noch in großen Holzkübeln Platz hatten. Der Garten sah aus wie ein Kurpark und wurde allgemein bestaunt.

## Wir brauchten kein teures Spielzeug

Ich wuchs sozusagen zwischen den Generationen auf. Die Vettern und Kusinen mütterlicherseits waren viel älter als ich, die Enkelkinder der Geschwister meines Vaters waren in meinem Alter oder sogar noch älter. Trotzdem mangelte es nie an Spielgefährten. Da waren eben diese Enkelkinder, die in der Nähe lebten, andere Nachbarskinder und später auch Schulkameraden. Ich durfte immer reichlich Kinder zum Spielen nach Haus bringen.

Es verging kein Tag, an dem ich nicht drüben in der Siedlung am Pulsfeld mit der Kinderschar spielte und tobte. Zum Teil waren die Jungen einige Jahre älter als ich. Sie nahmen uns Mädchen nicht so ganz für voll. Abends gab es immer Theater, die Kinder von „drüben" durften länger draußen bleiben, ich wurde nach Haus gerufen, oft kam Marie und kassierte mich ein, ohne Widerrede.

Manchmal holte ich mir auch Hanna, ein anderes Nachbarskind, zum Spielen. Wenn ich kam, ging ihre Mutter, eine energische Frau, mit ihr zur Pumpe in der Sommerküche im Keller, pumpte Wasser in eine Schüssel, nahm einen großen roten Schwamm und wusch Hannas erst einmal Gesicht und Hände.

Wir konnten überall spielen, auch auf der Straße. Ein Auto fuhr nur ganz selten. Da waren Pferdefuhrwerke schon häufiger. Im Winter, wenn die Straße schneebedeckt war, kam auch schon mal ein Pferdeschlitten mit Glockengeklingel vorbei.

**Abb. 33:** (um 1935) Ingrid Pecher auf dem Dreirad.

Auf der Straße machten wir Ballspiele wie Völkerball, Schlagball oder Brennball. Mit Kreide malten wir Spielfelder auf den Asphalt. Auch Felder für das beliebte „Hüpkern“ wurden auf die Straße gezeichnet. Ein Stein musste dann hüpfend mit dem Fuß von einem Feld ins andere gestoßen werden, bis er im Ziel angekommen war. Es war verboten, den zweiten Fuß benutzen, der Stein durfte auch nicht auf einem Strich landen.

Im Frühjahr sprudelten in Wrachtrups tiefer liegender Weide neben unserem Grundstück kleine Quellen, die allerdings bald wieder versiegten. Auf diesen winzigen Bächen ließen wir Schiffchen schwimmen, oft aus Zeitungspapier gefaltet. Auch in den Straßengräben konnten die Schiffchen mit etwas Glück schwimmen.

Spielsachen waren eine Rarität. Wir Mädchen hatten Puppen, die Jungen besaßen Metallbaukästen, mit denen ich viel lieber spielte, wenn ich durfte. Wir vermissten das überreichliche Spielzeug der heutigen Kinder nicht, da es noch nicht in diesem Ausmaß produziert wurde und wir es auch nicht kannten.

Dafür hatten wir viel mehr Fantasie und fanden immer neue Möglichkeiten, uns zu beschäftigen. Ich hatte das Glück etwas Besonderes zu besitzen, einen Tretroller. Die anderen Kinder, die nur einfache Holzroller hatten, rissen sich darum, damit fahren zu dürfen.

Ganz aufregend, weil strengstens verboten, war es, in den hoch aufgepackten Holzstapeln, die zur Fabrik gehörten und die zum Trocknen in den Holzschuppen und im Freien aufgeschichtet waren, herumzuklettern. Wie gefährlich dieses war, ist uns damals noch nicht bewusst gewesen. Wenn mein Vater oder jemand aus dem Betrieb uns erwischte, verschwanden wir schnellstens in alle Richtungen. Es gab jedes Mal ein Donnerwetter.

Richtig gefährlich war es, wenn wir auf den Metallstreben über ein Glasdach balancierten und - nachdem wir dieses überwunden hatten - von einem niedrigen Anbau wieder hinabsprangen. Dass dieser Leichtsinn immer gut ausging, ist fast ein Wunder. Wir wurden niemals dabei erwischt. Ärger gab es auch, wenn die ganze Mannschaft wie eine wilde Meute durch die Fabrik tobte oder dort Verstecken spielte, wenn nicht gearbeitet wurde.

Sehr gerne ging ich auch zu Gertrud; der Bauernhof ihrer Eltern lag etwa einen Kilometer von uns entfernt auf der anderen Seite der Autobahn, die zu dieser Zeit schon gebaut war.

Dort spielte ich mit Gertrud, die ein Jahr älter war als ich, und mit ihren Schwestern. Auf dem schönen Fachwerkhof stand ein kleines, etwas verfallenes und nicht mehr genutztes Fachwerkhäuschen, ein „Backs“, wie man in Exter sagte. Wir richteten uns dort ein Spielhaus ein, es war ein herrlicher Platz, wir konnten uns hier stundenlang beschäftigen.

Gertrud hatte fünf Schwestern. Als dann noch ein weiteres Mädchen das Licht der Welt erblickte und ich das Baby, das im Arm der Mutter im Bett lag, besichtigte, haderte ich mit meinem Schicksal. Gertrud hatte doch schon so viele Schwestern und bekam jetzt noch eine weitere dazu, und ich, die doch so gern ein Geschwisterchen haben wollte, bekam keines.

Obwohl immer Kinder genug zum Spielen da waren, wünschte ich mir sehnlichst ein Geschwisterchen. Aufklärung fand in jenen Tagen in keiner Weise statt. Alles was irgendwie mit Sexualität zu tun hatte, war streng geheim, darüber wurde nicht gesprochen. Die kleineren Kinder waren davon überzeugt, dass der Storch die Babys bringen würde. Auch ich glaubte jahrelang fest an den „Klapperstorch“.

Wenn irgendwo in der Nachbarschaft wieder mal ein Baby auf die Welt gekommen war, streute ich Zucker auf die Fensterbank, damit der Klapperstorch doch endlich auch zu uns kommen möge. Leider vergeblich!

Dann hatte Willi hatte ein leichtes Motorrad bekommen, eine 98er Miele, und fuhr gerne damit. Wenn er gnädig gestimmt war, durfte ich vorn auf dem Benzintank sitzen und mitfahren. Ich kann mich allerdings nur an Fahrten auf dem Grundstück und über die Graswege im Garten erinnern.

## Die Autobahn wird gebaut

Hitler versuchte das Problem der Massenarbeitslosigkeit durch die Aufrüstung und den Bau von Autobahnen in den Griff zu bekommen. Die Pläne für die Autobahnen lagen allerdings seit längerer Zeit vor.

Mit dem Bau der Autobahn, der heutigen A2, begann man in unserem Gebiet im Jahr 1937. Es war ein sehr aufwändiges Unternehmen, für das man viele Arbeitskräfte benötigte. Im Dorf entstand ein weitläufiges Barackenlager, in dem die Arbeiter wohnten.

Deutsche, Österreicher, Kroaten und Italiener waren am Bau beschäftigt. Der Großteil der Arbeit musste mit Spaten, Hacke und Schüppe bewerkstelligt werden. Die abgetragene Erde wurde auf Loren, die auf Feldbahngleisen rollten, geschaufelt und im Handbetrieb weggeschoben. Kleine Loks transportierten die Loren dann weiter. Auch Bauern waren beim Bau der Autobahn im Einsatz. Mit Kippkarren, die von Pferden gezogen wurden, fuhren sie Erde von der Baustelle ab.

Sonntags ging ich manchmal mit meinen Eltern hinüber, um den Fortgang der Arbeiten zu beobachten. Der Bau dauerte zwar recht lange, aber pünktlich zum Kriegsbeginn war die Autobahn fertig. Am 18. August 1939 wurde das letzte Teilstück in unserem Bereich eingeweiht.

---

**Abb. 34:** (1938-1939 - oben) Bau der Exter-Talbrücke für die Reichsautobahn

**Abb. 35:** (1938 - unten) Heinrich König arbeitet mit Pferd Ella und Wagen für die Autobahn. Die Straße (heute L 778 Detmolder Straße im Ort) wird (auf heutiger Höhe des Mahnmals) begradigt. Dabei muss eine ganze Reihe Obstbäume verschwinden Der anfallende Aushub wird bei Ellermann zur Auffüllung des Unterbaus der über den Exterbach führenden verbreiterten Straßenbrücke verwendet, der Bach selbst ist auf dem damaligen Niveau verblieben. Im Hintergrund links: Ellermann, rechts: Schmiedeskamp. (Weitere Bilder auf den Seiten 66 und 67)

Abb. 34 und 35: Bildbeschreibungen auf Seite 64

**Abb. 36:** (1938 - oben) Tankstelle Kuhlmann, Budde, im Hintergrund Ellermann

**Abb. 37:** (1938 - unten) Bildmitte Hoppensack, heute Hempelmann, links daneben Rupprecht.

**Abb. 38:** (1938 - oben) Rechts von der Bildmitte Hoppensack, heute Hempelmann

**Abb. 39:** (1938 - unten) Blick Richtung Hoppensack, Standort Fotograf links vom heutigen Kreisel

## Die politischen Ereignisse gingen unbeachtet an uns vorüber

Wir Kinder lebten in Exter auf einer Insel der Seligen. Die bösen politischen Ereignisse, die Kriegsvorbereitungen, die Bespitzelung der Menschen, all das spielte sich außerhalb unserer Welt ab.

Auch die im Nazijargon „Reichskristallnacht“ genannten Judenpogrome am 9. November 1938, in der jüdische Geschäfte zerstört und geplündert wurden und die Synagogen brannten, waren mir unbekannt.

**Abb. 40:** (1938) Synagoge in Vlotho (Standort etwa heutiges Weser-Center) der Überfall fand erst am 10. November statt.

Ich kam viel zu selten in die Stadt, um zu sehen, dass einstmals jüdische Geschäfte, wie Herzfeld, jetzt „arische“ Namen trugen. Auch die Synagoge in Herford wurde zerstört Ich glaube nicht, dass von den späteren Deportationen der Juden in die Vernichtungslager auf dem Land viele normale Bürger wussten. Ich habe niemals, auch nicht hinter vorgehaltener Hand getuschelt, davon reden hören.

Unter dem Motto „Heim ins Reich“ lockte Hitler die Deutschen aus früher deutschen Gebieten zurück nach Deutschland. Viele folgten dem Lockruf und kamen, Deutsche aus dem Baltikum, „Volksdeutsche“ aus Böhmen und Mähren und andere. Später holte er ganz einfach ganze Länder „heim ins Reich“, wie Österreich und das Sudetenland (gleich mit der ganzen Tschechoslowakei).

Zur Finanzierung dieser Aktion und zur Unterstützung von Bedürftigen ließen sich die Nazis allerlei einfallen. So wurde das Winterhilfswerk eingeführt, eine Sammelaktion von Kleidern und Schuhen. Auf den Straßen klapperten Hitlerjungen mit Sammelbüchsen, um zu Geldspenden aufzufordern. Sonntags sollte einmal im Monat anstelle von Braten ein Eintopf auf den Tisch kommen und das eingesparte Geld gespendet werden.

In den Städten wurden die Schüler aufgefordert, Kartoffelschalen und Essensreste mit in die Schule zu bringen, wo sie gesammelt und weitergeleitet wurden als Futter für zusätzliche Schweine, Bei uns auf dem Lande verfütterte man diese Abfälle und Reste sowieso an die Tiere.

Hitler ließ preiswerte Radios bauen, die Volksempfänger, die nach seinen Vorstellungen in keinem Haushalt fehlen sollten. Bereits im Mai 1933 kamen die ersten Geräte zum Preis von 76 Reichsmark auf den Markt. Diese kastenförmigen, braunen Geräte standen schließlich aber noch nicht einmal in der Hälfte aller Wohnungen. Für Hitler waren die Volksempfänger, mit denen man nur deutsche Sender empfangen konnte, ein einfaches und sehr wirkungsvolles Mittel seine Propagandareden und später im Krieg die Durchhalteparolen zu verbreiten. Ausländische Sender konnte man nur mit besseren Rundfunkgeräten empfangen.

Es kursierte hinter vorgehaltener Hand dieser Witz: „Mit dem Volksempfänger hört man «Deutschland, Deutschland über alles», mit anderen Radios hört man alles über Deutschland."

Ferdinand Porsche entwickelte für Hitler ein preiswertes Auto, den „Volkswagen", der nach den Plänen des „Führers" für viele seiner Untertanen erschwinglich sein sollte. Das VW-Werk in Wolfsburg wurde gebaut. Aber das Auto war für die meisten Normalverdiener zu teuer. Dann kam der Krieg und anstelle der Autos für Jedermann rollten Kübelwagen und Kriegsfahrzeuge vom Band.

Erst nach dem Krieg begann der VW, der „Käfer", wie man ihn jetzt liebevoll nannte, seinen Siegeszug. Über lange Jahrzehnte war er das meistgefahrene Auto auf Deutschlands Straßen. Er „rollte und rollte und rollte". Als „New Beatle" wird er in etwas geänderter Form auch heute noch gebaut.

## Die ersten Schuljahre in der Volksschule in Exter

Ostern 1938 begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, ich kam in die Schule. Der erste Schritt auf dem langen Weg in die Welt des Wissens war getan.

**Abb. 41:** (Ostern 1938) Einschulung mit Lehrer Huep (Eine Vergrößerung des Bildes befindet sich mit Namenangaben im Anhang auf Seite 147)

An Mutters Hand, auf dem Rücken den neuen Ranzen, im Arm eine - im Verhältnis zu den Dimensionen heutiger Schultüten eher kleine - Schultüte wanderten wir zur Schule. Auf die Idee mit dem Auto zu fahren, wie es heute üblich ist, kamen selbst die wenigen Glücklichen nicht, die einen fahrbaren Untersatz besaßen.

Lehrer Huep nahm uns in Empfang und führte uns Kinder in unseren Klassenraum. Dort saßen wir, etwas eingeschüchtert von der ungewohnten Situation, in den kleinen Zweierbänken, schön ordentlich die Jungen links, die Mädchen rechts. Wir waren etwa zweiundzwanzig sogenannte I-Männchen.

Einen Gottesdienst zu Beginn der Schulzeit gab es selbstverständlich nicht in der Nazizeit, Religion war verpönt in jenen Jahren. Auch Religionsunterricht stand nicht auf den Stundenplan. Dafür lernten wir erst einmal den perfekten „Hitler-Gruß“, mit erhobenem rechten Arm riefen wir zackig im Chor „Heil Hitler“!

Karl Huep war ein netter, ruhiger Lehrer. Leider wurde er zu Beginn des Krieges eingezogen und fiel auch ziemlich früh. Aber erst einmal lernten wir bei Herrn Huep rechnen, schreiben und lesen. Wir hatten keinerlei Vorkenntnisse, denn einen Kindergarten, der uns schon auf die Schule vorbereitet hätte, gab es in Exter nicht.

Das Schreiben in Sütterlinschrift war für die ungelenken Kinderhände gar nicht so einfach. Wir versuchten mit Griffeln auf einer Schiefertafel mühsam die ersten leserlichen Buchstaben zu produzieren. Sie mussten ordentlich in die vorgegebenen vier Linien gemalt werden, nicht größer und nicht kleiner. Papier gab es für uns noch nicht.

Die Tafel wurde mit einem feuchten Schwämmchen abgewischt und mit einem kleinen Tuch trockengeputzt. Diese beiden Utensilien waren an der Tafel befestigt und baumelten außen am Tornister herab. Die Griffel befanden sich in einem Griffelkasten.

Beim Lesen buchstabierten wir erst einmal die einzelnen Buchstaben und lernten so allmählich die Bedeutung der Wörter, bis wir sie fließend entziffern konnten. Bald konnten wir in unserer kleinen Fibel mit vielen bunten Bildern die ersten Seiten lesen. Auch beim Rechnen ging es klein und systematisch los: „Eins und Eins ist Zwei“ usw.

In jenen Jahren trugen die Mädchen Schürzen, auch in die Schule ging man vielfach damit. Es kam auch vor, dass einer der Jungen mit Holsken an den Füßen zum Unterricht kam. Einige Kinder, bei denen zu Hause noch überwiegend plattdeutsch gesprochen wurde, mussten erst einmal lernen einwandfrei hochdeutsch zu sprechen. So ganz glückte das allgemein doch nicht, man hörte gelegentlich „Ich bin mich gefallen“ oder ähnliches.

Wir I-Männchen hatten unsere Klasse in einem kleineren Nebengebäude. In den nächsten Jahren siedelten wir in das größere alte Schulhaus über, das aber auch nur zwei Klassenräume hatte. Es wurden gleichzeitig immer zwei Jahrgänge in einem Raum von einem Lehrer unterrichtet.

Die reguläre Schulzeit betrug damals acht Jahre. Nach vier Jahren konnte man auf die Oberschule oder die Mittelschule wechseln. Bis zum Abitur musste man zwölf Jahre lang die Schulbank drücken.

Jetzt hatten wir Herrn Leßmann und Herrn Wiebesiek als Lehrer. Herr Leßmann hatte aus dem ersten Weltkrieg ein steifes Bein davongetragen und wohl

**Abb. 42:** (1928) Alte Schule (heute umgebaut und Gemeindehaus), Kirche, „Kleine Schule" (heute Parkplatz).

deshalb eine Lehrerstelle erhalten. Er unterrichtete uns in Heimatkunde und in Schönschrift. Hier lernten wir auch, in lateinischer Schrift zu schreiben. Dieses geschah mit einem Federhalter mit einer Stahlfeder, die Tinte befand sich in kleinen Tintenflaschen, die in Öffnungen in den langen braunen Holzbänken steckten.

Herr Leßmann war als Lehrer nicht sonderlich beliebt und versah seinen Job mehr schlecht als recht. Legendär und bei Generationen von Schülern gefürchtet waren seine Prügelstrafen. Er zelebrierte diese geradezu. Wenn einer der Jungen oder genauso gut auch ein Mädchen seinen Unwillen erregt hatte, wurde der Übeltäter nach vorn zitiert. Herr Leßmann nahm genüsslich seinen Stock zur Hand und schritt ganz gemächlich zur Tat. Die Mädchen erhielten einen schmerzhaften Schlag in die offenen Handflächen, die Jungen mussten sich bücken und bekamen mit aller Kraft einen Schlag vor den Hosenboden. So gut wie niemand blieb dauerhaft von dieser Prozedur verschont.

Herr Wiebesiek war ebenfalls ein älterer Lehrer und blieb deshalb in den späteren Jahren vom Kriegsdienst verschont. Herr Wehmeyer, der „Hauptlehrer"

der Schule, musste dagegen gleich bei Kriegsausbruch zum Militär, überstand den Krieg aber zum Glück unversehrt.

Herr Wiebesiek war eigentlich recht nett und ein ganz guter Lehrer, aber er hatte ein cholerisches Temperament. Wenn einer der vielen Schüler oder auch eine Schülerin der zwei Jahrgangsstufen nicht so spurte, wie er sich das gedacht hatte, sprang er mit seinem Rohrstock auf die Bänke und sauste darüber hinweg, bis er mit seinem Stock das Opfer erwischen konnte. Manchmal bekam natürlich auch ein unschuldiger Banknachbar etwas von dem Strafgericht ab. Hätte Herr Wiebesiek sich bei den langen Bänken, die recht dicht standen, ordnungsgemäß zu Fuß auf dem Boden zu den Übeltätern begeben, wäre sein Zorn sicher verraucht gewesen, wenn er sein Ziel erreicht hatte.

Zur Schule gingen wir bei jedem Wetter zu Fuß. Im Winter mussten wir noch im Dunklen durch den frisch gefallenen Schnee stapfen. Warme Kapuzen schützten den Kopf, die Hände steckten wir zum Wärmen in einen Muff. Die Frühstücksbrote waren in einer kleinen ledernen Umhängetasche verpackt.

Auf der Brinkschmiede führte der Weg zwischen dem Haus und der Schmiede hindurch. Die Bauern kamen regelmäßig mit ihren Pferden zum Beschlagen hierher. Gespenstisch leuchtete in der halbdunklen Schmiede das Schmiedefeuer, ein Funkenregen stob hoch, wenn die glühenden Eisen auf dem Amboss bearbeitet wurden. Weit schallte das helle Klingeln des Metalls. Fasziniert blieb ich jedes Mal einen Augenblick stehen.

## Es ist Krieg!

Deutschland rüstete auf, alles steuerte auf einen Krieg zu. Hitler holte Österreich 1937 „heim ins Reich“; die Tschechoslowakei wurde 1938 dem Deutschen Reich einverleibt. Noch ließen sich die Großmächte England und Frankreich diese Aggressionen bieten und versuchten Hitler durch Zugeständnisse zu beschwichtigen.

Am 1. September 1939 schließlich begann dann der Krieg. Die Erwachsenen, jedenfalls so weit sie keine Nazis waren, hatten sorgenvolle Gesichter; für die Kinder, und damit auch für mich, war es noch eine spannende Angelegenheit. Von einem siebenjährigen Kind kann man wohl nicht erwarten, dass es die ganze Tragweite einer solchen Katastrophe wie „Krieg“ erfassen kann. Die deutsche Armee griff Polen an, die Siegesmeldungen im Radio überschlugen sich.

**Abb. 43:** (1941) Einquartierung: v.l.n.r. Marie, Soldat Zenker, Ingrid P., Soldat Köhler, Willi Pecher

Nach vier Wochen war dieser erste Teil des Krieges vorbei. Dann erklärten Frankreich und England Deutschland den Krieg. Schon bald nach Kriegsbeginn kam vorübergehend eine Kompanie Soldaten nach Exter. Die Soldaten wurden in Privathäusern untergebracht. Auch wir bekamen Einquartierung, zwei nette ältere Soldaten, die aus Sachsen stammten. Sie fühlten sich bei uns sehr wohl, abends saßen sie mit uns am Tisch und aßen oft auch mit uns. Dafür steuerten sie dann ihre Verpflegung bei. Das Kommissbrot war für mich etwas ganz Besonderes und schmeckte mir viel besser als unser Brot.

Der Kompanieführer, ein ebenfalls ganz sympathischer Oberleutnant, hatte sich unser Haus als Unterkunft auserwählt, dafür sollten die beiden Soldaten anderswo wohnen. Da spielten meine Eltern aber nicht mit, der Oberleutnant zog zwar bei uns ein, aber auch die beiden Soldaten - Köhler und Zenker - durften bleiben und waren darüber sehr froh. Da sich auch der Bursche des Offiziers meistens bei uns aufhielt, waren wir mit Militär sehr gut versorgt.

Besonders Marie genoss diese Zeit sehr. Aber auch Willi, der zu dieser Zeit noch zu Hause war und im Betrieb arbeitete, war diese Abwechslung sehr willkommen.

Als die Soldaten schließlich wieder abzogen, bedankte sich auch der Kompanieführer sehr für den Aufenthalt bei uns. Ich bekam als Dankeschön ein Buch geschenkt, „Die Langerudkinder“ von Marie Hamsun, sogar mit Widmung.

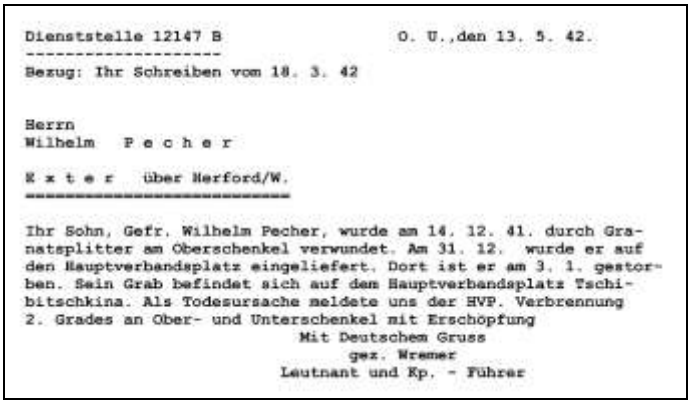
Es dauerte nicht lange, bis auch Willi eingezogen wurde. Zuerst musste er in Lippborg bei Soest den Reichsarbeitsdienst ableisten, dann kam er zum Militär. Wir besitzen ein Bild von seiner Vereidigung in Bonn. Er wurde dann 1941 in Frankreich eingesetzt und musste anschließend den Russlandfeldzug mitmachen, bis er fern der Heimat starb.

## Hitler wird größenwahnsinnig

Hitler in seinem Siegesrausch wurde maßlos. 1940 wurden Dänemark und Norwegen erobert, anschließend Holland, Belgien und Luxemburg. Dann ließ er seine Armeen in Frankreich einmarschieren und siegte auch hier. Die Balkanstaaten wurden besetzt, zusammen mit den verbündeten Italienern wurde Griechenland unterworfen.

Deutsche Truppen kämpften mit den Italienern in Nordafrika. Hitler in seinem Wahn fühlte sich unbesiegbar und strebte die Weltherrschaft an. Die USA hatten schon lange England unterstützt, am 11. Dezember 1941 erklärte Hitler auch dieser Supermacht kurzerhand den Krieg. Am 22. Juni 1941 griff Hitler trotz des Nichtangriffspaktes mit Stalin die Sowjetunion an. In schweren Kämpfen drangen die deutschen Armeen fast bis an Moskaus Stadtrand vor.

## Willis „Heldentod“ in Russland



Dienststelle 12147 B  O. U.,den 13. 5. 42.

Bezug: Ihr Schreiben vom 18. 3. 42

Herrn
Wilhelm  P e c h e r

E x t e r  über Herford/W.

Ihr Sohn, Gefr. Wilhelm Pecher, wurde am 14. 12. 41. durch Granatsplitter am Oberschenkel verwundet. Am 31. 12.  wurde er auf den Hauptverbandsplatz eingeliefert. Dort ist er am 3. 1. gestorben. Sein Grab befindet sich auf dem Hauptverbandsplatz Tschibitschkina. Als Todesursache meldete uns der HVP. Verbrennung 2. Grades an Ober- und Unterschenkel mit Erschöpfung

Mit Deutschem Gruss
gez. Wremer
Leutnant und Kp. - Führer

**Abb: 44, 45:** Reproduzierte Nachricht ; (1941) Willi Pecher in Uniform

Am 3. Januar 1942 fiel mein Bruder Willi, er war gerade einmal 21 Jahre alt. Eben bei diesen Kämpfen vor Moskau musste er im eisigen russischen Winter sein Leben lassen. Er starb nach einer dürren amtlichen Mitteilung nach einer Verwundung auf dem Hauptverbandsplatz in Tschibitskina, weil zu einer gar nicht mal so schweren Verletzung „Brand“ hinzugekommen war.

Dies war ein schwerer Schlag für meine Eltern, den besonders mein Vater nie verwunden hat. Sein Hass gegen die Nazis steigerte sich dadurch noch mehr. Als später der Betrieb stillgelegt wurde, weil wir keine kriegswichtigen Erzeugnisse, sondern nur Möbel herstellten, meinte ein jüngeres nationalsozialistisches Mitglied der Kommission, das sich selbst in der Heimat wohler fühlte als an der Front, gönnerhaft zu meinem Vater, es müsste ihm doch eine Ehre sein, einen Sohn fürs Vaterland opfern zu dürfen. Mein Vater war nur mit Mühe einigermaßen ruhig zu halten.

## Was sonst in Exter geschah

Am 28. November 1941 feierte ich meinen zehnten Geburtstag, wie immer mit vielen Freundinnen. Am Abend dieses Tages verließ uns unsere gute Marie, nachdem sie zehn Jahre bei uns war. Sie heiratete nach Jöllenbeck. Vorher half sie noch meiner Mutter, den Geburtstagstrubel zu überstehen.

Ich war sehr tierlieb und bekam nach langem Betteln einen bildschönen Foxterrier - Foxi - geschenkt, den ich sehr liebte. Leider hatte der kleine Kerl eine große Vorliebe fürs Stromern und Wildern. Nachdem er sich bei Tante Johanne eines Tages einen Geflügelbraten organisiert hatte, war Foxi bald verschwunden. Es gab auch keinen Ersatz für ihn.

Im Alter von zehn Jahren nahm die NSDAP die Kinder in ihre Fänge, die Jungen mussten zum „Jungvolk“, die Mädchen zu den „Jungmädchen“. Die nächste Stufe waren dann nach einigen Jahren die „Hitlerjugend“ und der „BDM“, der Bund deutscher Mädchen. Wenn es meinen Eltern auch gar nicht recht war, dass ich mitmachte, ließen sie mich gewähren. Es wäre auch recht gefährlich gewesen sich auszuschließen. Mein Vater galt sowieso als schwarzes Schaf und wäre wohl nicht ungeschoren davongekommen, wenn der Ortsgruppenleiter Südmersen nicht wiederholt ein gutes Wort für ihn eingelegt hätte.

Die Jungmädchen trugen eine Uniform. Sie bestand aus einem dunkelblauen Rock, einer weißen, kurzärmeligen Bluse, einer kurzen, braunen (das Kennzeichen der Nationalsozialisten) Jacke - der sogenannten Kletterweste - und ei-

nem schwarzen Viereckтuch mit einem braunen Lederknoten. Dazu gehörten weiße Kniestrümpfe. Diese durften allerdings erst nach dem 1. Mai getragen werden, damit der hoffnungsvolle nationalsozialistische Nachwuchs sich keinen Schnupfen holte.

Ich ging eigentlich gern zu den Jungmädchen-Nachmittagen. Wir trieben Sport, wanderten, sangen linientreue Lieder, bastelten usw. Je nach Alter waren wir in verschiedene Gruppen unterteilt.

## Auf der „höheren Schule“ in Bad Salzuflen.

Ich besuchte inzwischen die 4. Klasse der Volksschule. Wir hatten in diesem, meinem letzten Schuljahr in Exter eine neue Lehrerin, eine patente, junge Frau, die unseren Wissensstand in diesem Jahr erheblich förderte.

1938 bekamen wir einen neuen Pastor, Pfarrer Bültemeier, der allerdings bald zum Militär einberufen wurde. Mit der ältesten Tochter - Elisabeth - freundete ich mich sehr an. 1942 wechselten wir beide zur höheren Schule. Wir waren die beiden einzigen aus unserem Jahrgang und wurden in der „Oberschule für Mädchen“ in Bad Salzuflen angemeldet.

Erst einmal mussten wir eine Aufnahmeprüfung absolvieren, die wir beide bestanden. Dann begann das Schulleben in Bad Salzuflen. Wir waren Fahrschüler, was seinerzeit recht beschwerlich war. Morgens ging ich früh aus dem Haus, weil um zehn nach Sieben die „Elektrische“ im Dorf abfuhr. Wir warteten auf der Terrasse von Simon Knöners „Gasthof zum Bahnhof“ auf die Bahn. Dann tuckerte sie um die Ecke. Ein lautes Klingeln kündigte ihr Kommen an. Die Schienen verliefen dort, wo später die neue Grundschule erbaut wurde.

Wenn wir einstiegen, waren längst alle Plätze besetzt von Leuten, die zur Arbeit mussten und von Schülern, die in die weiterführenden Schulen in Bad Salzuflen und Herford fuhren. In Vlotho gab es damals nur eine Mittelschule, aber keine Möglichkeit das Abitur abzulegen.

In Salzuflen hatten wir dann noch viel Zeit bis zum Schulbeginn. Um Strom zu sparen, fing die Schule im Winter erst um 8.30 Uhr an. Meine Mutter hatte mit der Inhaberin des Kinderheimes Kreft, das inzwischen geschlossen war, vereinbart, dass ich die Zeit vor der Schule morgens dort verbringen konnte. Elisabeth ging inzwischen zu ihren Großeltern, die in Bad Salzuflen wohnten.

**Abb. 46:** (1942) In der „Höheren Schule“ in Bad Salzuflen

Später vertrieben wir uns die Zeit, indem wir umherbummelten. In den nächsten Wintern hatten wir Verstärkung, zwei Mädchen aus der nachfolgenden Klasse fuhren mit uns nach Salzuflen zur Schule.

Im Winter gingen wir manchmal sofort in die Schule, in der eine Klasse für die auswärtigen Kinder geöffnet war. Dort saßen wir bei Kerzenschein und warteten auf den Schulbeginn. Manchmal gingen wir auch im Kurpark in die Wandelhalle, in der ein Raum rund um den Brunnenausschank mit Bretterwänden von der großen Halle abgetrennt und notdürftig beheizt war.

Da es Arbeitskräfte fast nur noch für kriegswichtige Arbeiten gab, spannte man auch uns Kinder ein. Im Sommer wurden wir häufig mit einem Trecker mit Anhänger abgeholt, um auf einer großen Domäne zu helfen. Wir mussten beispielsweise auf den Kartoffelfeldern Kartoffelkäfer absuchen, die zur Plage geworden waren und ganze Felder kahl fraßen. Auch zum Kartoffelauflesen wurden wir geholt, auf einem großen Feld ernteten wir Erbsen. In unserer Freizeit sammelten wir Heilkräuter, Hagebutten, Eicheln und Bucheckern. Alles wurde zur Versorgung der notleidenden Menschen gebraucht.

Als der Krieg andauerte und immer mehr verwundete Soldaten in die Heimat zurückkehrten, um dort wieder gesund gepflegt zu werden, wuchs der Bedarf an Gebäuden, in denen Lazarette eingerichtet werden konnten. Zunehmend beschlagnahmte man hierfür Schulen. So wurde auch in unserer Schule ein Lazarett eingerichtet. Wir zogen in die Oberschule für Jungen um und teilten uns diese mit den Jungen. Das bedeutete wechselnden Schichtunterricht, eine Woche mussten wir morgens, die nächste Woche nachmittags zur Schule.

Schulbücher gab es nicht mehr, gebrauchte Bücher wurden ausgeliehen. Auch Schreibhefte waren Mangelware. Das Lehrerkollegium hatte ein hohes Durchschnittsalter, neben einigen alten Lehrern bestand es nur noch aus Frauen. Regelmäßig wurden wir in eine benachbarte Schule geführt, um uns dort Schutzimpfungen gegen diverse Krankheiten und Seuchen verpassen zu lassen.

## Der Bombenkrieg

Unter den Luftangriffen hatten wir auf dem Lande nicht so zu leiden. Einige Male fielen zwar auch bei uns Bomben, das Ziel war die große Autobahn-Talbrücke in Exter, deren Zerstörung den Nachschub unterbinden sollte. Die Brücke blieb heil und auch sonst wurde kein großer Schaden angerichtet.

Trotzdem standen wir bei nächtlichem Luftalarm meistens auf und gingen in den Keller. Auch Tante Mile und die Verwandten, die sich bei ihr vorübergehend in Sicherheit gebracht hatten, kamen zu uns in den recht stabilen Keller. Vater stand dann draußen im Schutz der Kellertür und beobachtete den Himmel. In den ersten Jahren blieb es meistens ruhig, später zogen in endloser Folge die Bombergeschwader über uns dahin. Schon das Brummen der Motoren klang bedrohlich.

Gelegentlich blitzten die detonierenden Geschosse der Flak auf. Gespenstisch war es, wenn am Himmel über Hannover oder Kassel die „Christbäume“, die Leuchtraketen der angreifenden Flugzeuge, aufleuchteten. Dann dachten wir an das Leid der Menschen, die es heute wieder treffen würde.

Um die Bevölkerung vor Angriffen mit Gas zu schützen, wurden Gasmasken verteilt. Zum Glück konnten die hässlichen, unheimlichen Dinger unbenutzt in den Kartons bleiben und wurden niemals benötigt. Je länger der Krieg andauerte und je schwächer die deutsche Verteidigung wurde, umso agressiver wurden die Angriffe der Amerikaner und Engländer. Auch am Tage brummten die Bombergeschwader über uns hinweg, die hochfliegenden Maschinen glänzten in der Sonne.

**Abb. 47:** (1941) Ingrid Pecher (rechts) mit Ferienkind Elsbeth. Im neu angelegten Garten, links das Fachwerkhaus mit dem Büro, dahinter befindet sich die nicht sichtbare Fabrik

## Immer häufiger ertönten die Luftschutzsirenen

Obwohl es strengstens verboten war, hörten wir heimlich einen amerikanischen oder englischen „Feindsender" im Radio, der die Flugrouten und damit die vermutlichen Angriffsziele der Bombergeschwader angab. Auf großen Papierbögen hatten wir Planquadrate eingezeichnet und konnten nach den Durchsagen im Radio feststellen, wo sich die todbringenden Flugzeugpulks gerade befanden.

Auch in Herford gab es wiederholt Bombenangriffe, es wurden erhebliche Teile der Innenstadt zerstört. Immer wieder war der Eisenbahnviadukt in Schildesche das Ziel der Angriffe. Die Briten und Amerikaner wollten den Nachschub auf dieser wichtigen West-Ost-Strecke unterbinden.

Die Brücke wurde auch wiederholt durch die Bomben beschädigt, sie musste ständig repariert werden. Über eine Umleitung konnten die Transporte aber weiterrollen. Der militärische Eisenbahnverkehr wurde durch die Angriffe nicht zum Erliegen gebracht.

## Die Ferienkinder brachten als Gastgeschenk Läuse mit

Die Bevölkerung im Ruhrgebiet wurde von Anfang an besonders von den Luftangriffen heimgesucht. Es wurde dazu aufgerufen, in der Ferienzeit für einige Wochen Kinder aus diesen Städten aufzunehmen, damit sie sich etwas erholen konnten. Zu uns kam auch zweimal ein Ferienkind in meinem Alter. So lange es noch etwas zu kaufen gab, kleidete meine Mutter es erst einmal so gut wie möglich ein und päppelte es auf. Ich freute mich sehr, ständig eine Spielkameradin zur Verfügung zu haben.

Meine arme Mutter erlebte die Nachteile dieser Ferienkindaktion hautnah, die Mädchen brachten uns als Gastgeschenk Läuse mit. Mutter musste mit viel Arbeit und Geduld mit einem feinen Läusekamm die unwillkommenen Mitbewohner und ihre Eier, die Nissen, aus den Haaren herauskämmen. Sogar bei meinem Vater, der nicht mehr sehr viele Haare hatte, fühlten sie sich wohl. Chemische Behandlungsmittel gab es offenbar noch nicht.

## Überall trauern die Menschen um ihre Toten

Die Zahl schwarz gekleideter Menschen nahm im Verlaufe des Krieges erschreckend zu. Immer mehr Familien bekamen die Nachricht vom „Heldentod" eines Angehörigen. In den Kirchen fanden dann Trauergottesdienste zum Gedenken an den Gefallenen statt. Immer häufiger riefen die Glocken die Gemeinde zu diesen Gedenkfeiern.

Für die Frauen war es üblich beim Tode eines Angehörigen ein halbes Jahr lang strenge schwarze Trauerkleidung anzuziehen, anschließend trug man bis zum Ablauf eines Jahres Halbtrauer, wie die schwarz-weiße Kleidung genannt wurde. Manche Frauen kamen zwischendurch kaum noch dazu, die Trauerkleidung abzulegen.

Am Ende des Krieges waren in unserem kleinen Dörfchen schließlich fast hundert gefallene oder vermisste Soldaten zu beklagen.

Auch in den Familien der Geschwister meiner Eltern blieb nur ein Onkel von dem Verlust eines Angehörigen verschont. Alle anderen Familien beklagten den Tod mindestens eines Sohnes oder Schwiegersohnes, insgesamt waren es zehn hoffnungsvolle junge Männer, die sinnlos für Hitler ihr Leben opfern mussten, nur elf Söhne und Schwiegersöhne überlebten den Zweiten Weltkrieg.

**Abb. 48:** (2009) Tafel an der Nordwand der Autobahnkirche in Exter: „Den Gefallenen des Weltkrieges 1939 - 45 zum Gedenken“

## Die Flüchtlinge werden zahlreicher, die Versorgung wird immer schlechter

Im Sommer 1944 kamen die ersten Flüchtlinge nach Exter. Sie stammten aus dem Raum Aachen, wo inzwischen am Westwall schwere Kämpfe tobten. Sie wurden hier in Familien untergebracht. Auch wir hatten „unsere Flüchtlinge“, eine Familie Bemelmanns mit vielen Kindern. Später fanden sie in einem neu errichteten Behelfsheim eine Unterkunft und kehrten nach Kriegsende schnell in ihre Heimat zurück.

Aus Ostpreußen kamen unverhofft Frau Schäfer und ihre Tochter Elfie, die kurz vorher Vetter Friedel geheiratet hatte, nach Exter. Sie hatten die Flucht überlebt. Allerdings verlor Elfie, die hochschwanger in Exter angekommen war, ihr Kind.

Schäfers fanden bei uns Unterschlupf. Sie blieben nicht die Einzigen. Wohnraum wurde Mangelware, jeder durfte nur über eine bestimmte Quadratmeterzahl Wohnraum verfügen, alles Übrige wurde requiriert. Je stärker die Flüchtlingsströme anschwollen und je mehr Menschen durch die Bombenangriffe

obdachlos wurden, umso schwieriger war es, alle notdürftig irgendwo unterzubringen.

Bei uns lebte am Ende des Krieges eine Familie aus Bielefeld mit zwei Kindern, die aus Angst vor den Bombenangriffen Bielefeld verlassen hatte. Die Tochter Christa war so alt wie ich und ging mit mir zu Schule. Der Sohn Axel war einige Jahre jünger. Erst sollte nur die Mutter mit den Kindern bei uns wohnen, aber dann kam der Vater – ein eingefleischter Nationalsozialist – mit dazu. Es war eine sehr unangenehme Zeit mit dieser Familie.

## Die Gürtel müssen noch enger geschnallt werden

Ohne Lebensmittelkarten gab es so gut wie nichts mehr zu kaufen, die zugeteilten Mengen auf den Karten wurden im Verlauf des Krieges immer kärglicher. Bei uns auf dem Lande brauchten wir dank unseres Gartens und der Tiere nicht zu hungern, aber vieles gab es auch für uns nicht. Da wir eine Ziege hatten, bekamen wir keinerlei Milchzuteilung und auch weder Butter noch Käse. Meine Mutter fing daher an, die Sahne von der Ziegenmilch abzuschöpfen und daraus Butter zu machen. Diese schmeckte sehr streng, da es länger dauerte, bis genug Sahne für eine Portion Butter gesammelt war.

Auch unser Schwein im Stall durften wir nicht allein aufessen, wenn es geschlachtet war. Es wurde genau gewogen und alles, was über die uns zustehende Menge hinausging, musste abgeliefert werden. Bohnenkaffee, Schokolade, Südfrüchte waren Luxusgüter, von denen normale Menschen nur träumen konnten.

## Schulunterricht gibt es kaum noch

Im letzten Kriegswinter wurde der Schulalltag zunehmend trostloser und beschwerlicher. Immer häufiger gab es Fliegeralarm. Wir mussten dann in die Luftschutzkeller. Recht und schlecht ging der Unterricht dort weiter. Die Kinder, die in der Nähe wohnten, wurden nach Haus geschickt.

Elisabeths Großeltern wohnten in der Nähe der „Oberschule für Jungen“, in der wir jetzt unterrichtet wurden. Elisabeth durfte bei Luftalarm zu ihnen eilen und ich konnte sie begleiten. Der Alarm bedeutete häufig auch das Ende des Unterrichts für diesen Tag.

Teilweise war es auch schwierig mit der Kleinbahn nach Hause zu kommen. Nach Luftangriffen oder auch Tieffliegerbeschuss fuhr sie häufig gar nicht und ich musste zu Fuß durch den Wald nach Exter wandern. Am Tage war dieses

nicht so schlimm, aber beim Nachmittagsunterricht, wenn ich erst mit der Kleinbahn gegen sieben Uhr abends wieder in Exter ankam, wurde es problematisch.

In den Wintermonaten schickten meine Eltern daher Hilde, die damals bei uns im Haushalt tätig war, nach Salzuflen um mich abzuholen, wenn ich nachmittags Schulunterricht hatte. Wir trafen uns dann in der Stadt und warteten bis die Kleinbahn kam, was sie zum Glück in dieser Zeit abends immer brav tat.

Es war eine äußerst triste Warterei, die Annehmlichkeiten eines abendlichen Stadtbummels gab es zu jener Zeit nicht. Alles war stockdunkel. Die Straßenbeleuchtung brannte nicht, die Geschäfte waren dunkel, die Schaufenster nicht beleuchtet und auch aus den Wohnungen durfte kein Lichtschimmer nach draußen dringen, der den feindlichen Flugzeugen anzeigen konnte: „Hier ist ein Ziel!“ Auch die Kleinbahn fuhr ohne Beleuchtung durch die Nacht.

Wir gingen meistens in das Café Begemann und saßen dort in einem kleinen Raum hinter dem Laden. Dort war etwas geheizt und wir konnten Apfelsinchen oder ein „Heißgetränk“ trinken.

Meine Eltern waren jedes Mal heilfroh, wenn ich heil von der Schule zurückkehrte, denn auch das Fahren mit der Kleinbahn wurde zunehmend gefährlicher. Einmal mussten wir Fahrgäste die Bahn an der Haltestelle „Forsthaus“ fluchtartig verlassen und in den umliegenden Büschen Schutz suchen, weil Tiefflieger angebraust kamen.

Ein anderes Mal warteten wir an der Haltestelle „Kurpark“ auf die Bahn, die aber von Tieffliegern beschossen wurde und dann gar nicht kam. Aus Angst vor den gefährlich tief über uns dahindonnernden Flugzeugen robbten wir auf dem Bauch im Schutz einer Mauer bis zu einem benachbarten Hotel, in dem jetzt ein Lazarett mit dem roten Kreuz auf dem Dach untergebracht war.

Mit dem Beginn der Osterferien 1945 hatte die Schulzeit in Bad Salzuflen dann ein Ende, in den Ferien eroberten die Amerikaner Ostwestfalen. Die Schule blieb vorerst geschlossen.

## Das Kriegsglück wendet sich

Im Januar 1943 ging in einer langandauernden, schweren Kesselschlacht Stalingrad verloren. Von nun an wendete sich das Kriegsglück. Die deutschen Truppen wurden immer weiter zurückgedrängt. Es war einfach zu viel, was Hitler seinen Soldaten zumutete. Es fehlte an allem, Nahrung, Ausrüstung, Munition

und Kriegsgerät. Vor allem fehlte es an Soldaten. In der Heimat wurden alte Leute und halbwüchsige Jungen, fast noch Kinder, eingezogen. Die Stelle der Männer mussten zu Hause in den Fabriken und in der Landwirtschaft Frauen, Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter, die aus den eroberten Nachbarländern nach Deutschland geholt worden waren, einnehmen.

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten (Engländer und Amerikaner) in der Normandie. Jetzt gab es im Westen noch eine weitere Front, die verteidigt werden musste. Auch an der Südfront stand die Sache schlecht. Nordafrika war verloren, die Kämpfe fanden jetzt in Italien statt. Die Italiener hatten Mussolini gestürzt und sich mit den Amerikanern verbündet.

Die Zeiten, in denen mir Rudi Kahre aus Sizilien Orangen mitbrachte, als er auf Urlaub kam, waren vorbei. Orangen waren mir seinerzeit total unbekannt, ich glaube, ich hatte noch niemals vorher welche gegessen.

## Das Kriegsende naht

Die Lage wurde immer verzweifelter. Auf allen Seiten rückte die Front näher an die deutschen Grenzen heran. Fast pausenlos bombardierten amerikanische und britische Flugzeuge die deutschen Städte. Viele hunderttausende unschuldige Zivilisten verloren dabei ihr Leben. Schließlich bestanden die deutschen Großstädte überwiegend nur noch aus Trümmerwüsten.

Deutschland war ausgeblutet. Die Verluste an den Fronten waren enorm. Die jungen Männer, die eingezogen wurden, um doch den versprochenen Endsieg zu erringen, waren immer jünger. Schließlich holte man die sechzehnjährigen von der Schulbank weg. Aber niemand durfte öffentlich daran zweifeln, dass Deutschland den Krieg gewinnen würde, es konnte sein Todesurteil sein. Hitler und sein Propagandaminister Goebbels versuchten in ihren Agitationsreden jeden Zweifel am Sieg auszuräumen. Es gab auch wohl immer noch Menschen, die daran und an die versprochene Wunderwaffe, die das Blatt wenden sollte, glaubten.

In den letzten Kriegsmonaten, als die Kämpfe auf deutschem Boden stattfanden, wurden die alten Männer eingezogen. Sie bildeten den „Volkssturm“, mit Hacke und Schaufel mussten sie Schützengräben ausheben, um die feindlichen Panzer am Vorrücken zu hindern. Fanatische Hitlerjungen bildeten „Werwolf-Einheiten“, „Bewegung der nationalsozialistischen Freiheitskämpfer“, die im Lande und hinter der Front kämpfen sollten.

In Ostpreußen drangen die Russen vor. Die Menschen, die lange in trügerischer Sicherheit gewiegt wurden und auf ihrer Scholle bleiben mussten, flohen dann im letzten Moment im eiskalten, schneereichen Winter in langen Trecks. Viele wurden von der Front überrollt und kamen um, viele versuchten mit Pferd und Wagen über das Eis des Frischen Haffs zu fliehen und fanden im eiskalten Wasser der Ostsee den Tod. Schiffe, vollgeladen mit Flüchtlingen, wurden torpediert und gingen unter. Die Angst vor den Russen und ihren Gräueltaten war unbeschreiblich. Bei besserer Organisation und rechtzeitiger Evakuierung hätten die meisten dieser bedauernswerten Menschen überleben können. Über zwei Millionen Bewohner Ostpreußens mussten fliehen oder wurden später vertrieben.

Anfang März 1945 waren die Alliierten am Rhein angekommen, am 7. März wurde Köln erobert. Über die nicht zerstörte Rheinbrücke in Remagen konnten sie schnell den Fluss überqueren und nach Osten vordringen. Am 3. April waren die Amerikaner bei uns, bereits am 18. April hatten sie die Elbe erreicht und Magdeburg erobert. Am 25. April trafen die Amerikaner bei Torgau auf die sowjetischen Truppen.

Dagegen kämpften die Briten und Amerikaner noch Anfang April in Italien bei Bologna. Im Süden hatte längere Zeit relative Ruhe geherrscht. Am 28. April 1945 wurde Mussolini auf der Flucht von Partisanen erschossen.

An der Ostfront eroberten die Russen im Januar 1945 Ostpreußen und Polen, Ende Januar belagerten sie Breslau, am 22. März standen die sowjetischen Truppen an der Oder, am 20. April hatten sie den Stadtrand von Berlin erreicht, das nach schweren Kämpfen um jeden Quadratmeter Boden am 2. Mai eingenommen wurde. Am 30. April beging Hitler in seinem Bunker in der Reichskanzlei Selbstmord.

Am 7. Mai kapitulierte Hitlers Nachfolger Admiral Dönitz bedingungslos, am 8. Mai wurde die Kapitulationsurkunde unterzeichnet. Das „Tausendjährige Reich“, das vielen Millionen Menschen Tod, Leid und Vertreibung aus der Heimat gebracht hatte und die politische Landkarte der ganzen Erdkugel verändern sollte, war zusammengebrochen.

## Die Amerikaner erobern Exter, der Krieg ist für uns vorbei

Anfang 1945 rückte die Front in Riesenschritten näher. Die Orte, die im Wehrmachtsbericht genannt wurden, waren gar nicht mehr weit entfernt.

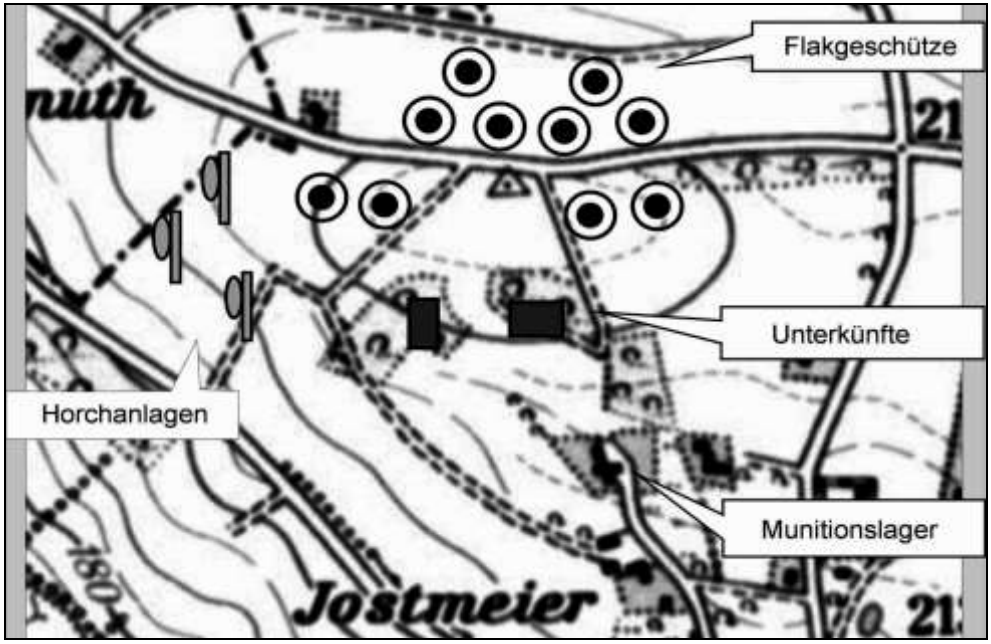



**Abb. 49:** (Zeichnung 1995) Die Flakstellung an der Dreierstraße in Exter

Auf der Steinegge war im Herbst 1944 eine Flakstellung, die aus zehn Geschützen bestand, installiert worden. Sie sollte die Weserhütte in Bad Oeynhausen, die Weserbrücken und die Eisenbahnlinie vor Bombardierungen schützen, gegen die Flugzeuge konnte sie jedoch nicht mehr viel ausrichten. Eine zweite Aufgabe sollte es wohl sein, die Panzer der Amerikaner auf der Autobahn zu zerstören, wenn sie anrollen würden. Außer deutschen Soldaten waren auch Kroaten hier eingesetzt.

Die Autobahn war in jenen Monaten stets sehr belebt, Militärtransporter rollten mit Nachschub zur Front, in langen Kolonnen wurden deutsche Soldaten - das letzte Aufgebot - in den Kampf geworfen, dazwischen zogen lange Trecks mit ausländischen Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern, die vor den Amerikanern weggeschafft wurden, gen Osten. Auch Flüchtlinge waren darunter. Immer wieder donnerten amerikanische oder englische Jagdflugzeuge im Tiefflug darüber hinweg und beschossen die Transporte.

Auch für uns war es in jenen Tagen ratsam vorsichtig zu sein. Sobald wir Flugzeuglärm hörten, hielten wir uns sicherheitshalber im Sichtschutz von Bäumen auf oder suchten Schutz im Haus.

Frau Schäfer und Elfie - fluchterfahren - hatten Angst vor dem Einmarsch der Amerikaner und begaben sich wieder auf die Flucht. Mit einem Bollerwagen zogen sie los. Sie kamen irgendwie bis Schleswig-Holstein, kehrten aber, als alles vorüber war, reumütig zurück.

Aus dem Radio ertönten nach wie vor kernige Durchhalteparolen. Inzwischen glaubten aber nur noch wenige an den „Endsieg“. Heimlich wurden im Radio die Nachrichten der Amerikaner und Engländer - der Alliierten - abgehört, um zu erfahren, wie es in Wirklichkeit aussah und wie lange der Spuk wohl noch andauern würde.

Ostern wurde in diesem Jahr am 1. und 2. April gefeiert. Am Ostermontag fand in Exter trotz des bevorstehenden Einmarsches der Amerikaner noch die Konfirmation statt. Auch meine Freundin Marlies wurde konfirmiert, ich war ebenfalls eingeladen.

Einige Tage vor Ostern wurde ein großes Textillager, das sich auf Knöners Saal befand, für den Verkauf an die Bevölkerung freigegeben. Ich hatte Glück und konnte einen Stoff ergattern, aus dem ich einen schicken Mantel genäht bekam, der mich mehrere Jahre schön warm gehalten hat.

Die Hitlerbilder, die in keinem Haushalt fehlen durften, waren plötzlich überall verschwunden. Auch wir hatten pflichtgemäß ein Bild von „Adolf dem Großen“, das mein Vater aber wenig respektvoll in den Kellerflur verbannt hatte. Diesen Platz musste es jetzt ebenfalls räumen.

Schon tagelang hörte man im Westen dumpfes Grollen von Geschützen. Am Ostermontag war es deutlich lauter geworden und jagte uns Angst ein. Wir fragten uns besorgt, was die nächsten Tage wohl bringen würden.

Um den Vormarsch der Amerikaner in letzter Minute zu stoppen, sollte am Ostermontag auf Befehl von Ortsgruppenleiter Südmersen unsere große Exteraner Autobahnbrücke gesprengt werden. Hauptlehrer Wehmeier konnte dieses in seiner Funktion als Volkssturmführer und Wehrmachtsoffizier allerdings verhindern. Die Autobahnbrücke über die Weser bei Bad Oeynhausen und die Weserbrücke in Vlotho wurden jedoch noch am 3. April gesprengt.

Am Tag nach Ostern, am 3. April, schallte frühmorgens der Lärm von schweren Explosionen herüber, die abziehenden deutschen Truppen sprengten ein Munitionslager im Stuckenberg.

Am Heerhof hatten sich deutsche Soldaten verschanzt, an der Autobahnabfahrt standen noch einige Panzerspähwagen auf verlorenem Posten, auch an der Egge hatten sich einige Kämpfer verschanzt und im Dorf bei Kuhlmann wollte ein letzter Soldat allein gegen alle kämpfen, er wurde aber von den Dorfbewohnern daran gehindert.

Am Dienstagmorgen hatten Ellermanns noch einmal Brot gebacken. Ich durfte hingehen, um noch einen kleinen Vorrat zu holen, wir wussten ja nicht, wann es das nächste Brot geben würde.

Als ich zur Erleichterung meiner Eltern wieder zu Hause war, wurde bereits bedenklich nahe geschossen. Der Geschützdonner wurde immer lauter; es war nicht zu überhören: die Front kam näher und zwar beängstigend schnell. In der Mansarde und im alten Haus wurden weiße Bettücher gut sichtbar herausgehängt. Auch unser Zwangsmieter - der große Nazi - beeilte sich sehr eine weiße Fahne aus dem Fenster zu hängen.

Neben den Geschützen der vorrückenden Panzer hörte man auch die Kanonen der Flak auf der Steinegge. Im Anfang wurde mit allen Kräften auf den Gegner geschossen. Das half natürlich herzlich wenig und reizte die Amerikaner nur unnötig. Gegen zehn Uhr rollten die ersten amerikanischen Panzer auf der Autobahn heran. Anstatt zügig weiter gen Osten zu fahren, hielten die Panzer erst einmal an. Wegen der völlig überflüssigen Gegenwehr schossen sie, was das Zeug hielt, auf jedes Haus rechts und links der Autobahn.

Wir saßen voller Angst im Keller und hofften, dass wir lebend und unverletzt davonkommen würden. Mein Vater stand die ganze Zeit im Schutz des Kellereingangs und hatte Angst um die Fabrik und das Haus. Dann verstummte das Bellen der Flakgeschütze und es wurde allmählich ruhiger. Wir wagten uns aus dem Keller hervor und waren froh, dass in der Nachbarschaft und bei uns alles heil geblieben war.

Wir hatten Glück und waren ungeschoren davongekommen. Einige kleinere Einschussspuren wies zwar auch unser Haus auf. Bei anderen lief es nicht so glimpflich ab. Bei dem Beschuss der Amerikaner wurden eine ganze Reihe von Häusern und Bauernhöfen getroffen und brannten ab. Zu Tode kam zum Glück niemand bei diesen Kämpfen, nur die vier Soldaten der Flakbatterie mussten ihren Einsatz mit dem Leben bezahlen. Sie sind auf dem Friedhof in Exter begraben. Ihre Stahlhelme wurden später von den Gräbern gestohlen

**Abb. 50:** (vor 1945) Reckefuß, Exter Nr. 8, vor dem Anrücken der amerikanischen Panzerdivision auf der Reichsautobahn, den ehemaligen Speicher rechts gibt es noch.

Unter anderem ging das schöne rot-weiße Fachwerkhaus von Reckefuß an der Dornberger Heide in Flammen auf, auch die Gärtnerei Ottensmeier wurde zerstört, der Bauernhof von Vogelsang im Sundern, die Schmiede Kuhlmann an der Autobahnauffahrt, Schneider Marten, Bauer Meise; insgesamt waren es fast 20 Häuser oder Bauernhöfe, die zerstört oder sehr beschädigt wurden.

Später hieß es, dass deutsche Soldaten bei ihrem Rückzug auf Häuser geschossen hätten, die eine weiße Fahne ausgehängt hatten. Auch deutsche Flugzeuge haben wohl noch gezielt auf diese Häuser geschossen. Gegen drei Uhr nachmittags verließen die Amerikaner die Autobahn und waren im Dorf. Die Schießerei hörte auf, der Krieg war für uns beendet. Weiter im Osten hörte man noch Gefechtslärm, gelegentlich flog ein Flugzeug über uns hinweg und schoss in der trügerischen Hoffnung, damit das Kriegsglück noch wenden zu können. Wir konnten aufatmen, wir hatten die Eroberung wohlbehalten überstanden, aber wir warteten voller Angst auf das, was nun kommen würde. Wir waren sehr froh, dass die Zeit der Naziherrschaft jetzt vorbei war.

Zunächst passierte bei uns erst einmal gar nichts. Die kleine amerikanische Einheit machte Quartier im Dorf, die Bewohner der Häuser, die sie sich als Unterkunft ausgesucht hatten, wurden an die Luft gesetzt. Auch Tante Johan-

ne und alle Angehörigen, die bei ihr untergeschlüpft waren, mussten sich für die Nacht eine andere Bleibe suchen. Ein junges Mädchen wurde von einem farbigen Soldaten vergewaltigt. Weitere Übergriffe oder Untaten gab es nicht, die Eroberer benahmen sich sehr korrekt.

Am nächsten Tag gingen amerikanische Soldaten mit schussbereiter MP von Haus zu Haus, um nach Waffen und versteckten deutschen Soldaten zu suchen. Trotz ihrer kriegerischen Aufmachung waren die beiden GIs, die zu uns kamen, sehr korrekt und sogar recht freundlich und scherzten mit Marlies, die gerade bei uns war, und mit mir. Wir hatten uns die Besetzung durch feindliche Soldaten schlimmer vorgestellt, besonders nach der angsteinflößenden Propaganda der Nazis.

Zwei Tage lang rollten die nachfolgenden amerikanischen Panzer durch Exter gen Osten. Da die nahen Weserbrücken gesprengt waren, nahmen sie den Weg über den Solterberg nach Rinteln, um dort die Weser zu überqueren.

Gelegentlich kamen deutsche Soldaten durch Exter, die sich Zivilkleidung besorgt hatten und jetzt versuchten, sich bis in ihre Heimat durchzuschlagen ohne den Amerikanern in die Hände zu fallen. Ein Soldat kam auch zu uns und bat um Hilfe. Er bekam Zivilkleidung von Willi und das „Betriebsfahrrad“, mit dem in normalen Zeiten die Post abgeholt worden war. Ob er sich bis in seine Heimat bei Osnabrück durchschlagen konnte, wissen wir nicht.

Der Krieg war vorbei. Wir waren froh, lebend davongekommen zu sein. Ungeheuer groß war die Erleichterung über das Ende der Naziherrschaft. Gleichzeitig waren wir aber sehr besorgt darüber, was uns die Zukunft wohl bringen würde.

# Die turbulenten Nachkriegsjahre

## Der Krieg ist zu Ende, und nun?

Der Krieg war für uns vorüber. Wir blickten bange in die Zukunft. Was würde sie uns bringen? Langsam, ganz langsam kehrte ein wenig Normalität auf niedrigster Ebene ein. Erst einmal wurde uns eine nächtliche Ausgangssperre auferlegt, vom frühen Abend bis zum Morgen durfte man das Haus nicht verlassen. Die Militärregierung schrieb uns vor, was wir zu tun und zu lassen hatten. Allmählich wurde wenigstens eine kommunale Verwaltung eingerichtet, um die wichtigsten Alltagsdinge zu regeln. Lebensmittel gab es nach wie vor nur auf Lebensmittelkarten, die Rationen wurden aber immer karger.

Die Amerikaner, Briten und Sowjets hatten sich auf ihrer Konferenz in Quebec im September 1944 darauf geeinigt, dass von Deutschland nie wieder eine Gefahr ausgehen dürfe. Das Land sollte entmilitarisiert, verkleinert und aufgeteilt werden. Es sollte ein Land mit vorwiegend landwirtschaftlichem Charakter entstehen, das Ruhrgebiet sollte internationalisiert und die Industrieanlagen demontiert werden. Dementsprechend erhielt die Bevölkerung nur gerade so viele Lebensmittel, dass sie nicht verhungerte. Die lndustrieanlagen wurden demontiert und - zum großen Teil allerdings unbrauchbar - ins Ausland geschafft.

Als die Konzentrationslager befreit waren und die ganze Wahrheit und das ganze Grauen über sechs Millionen getötete Juden, viele Sinti und Roma und unliebsame Gegner des Regimes sichtbar wurde, gestaltete dieses die Gefühle der Sieger gegenüber den Nazideutschen nicht freundlicher.

Das Verhalten der Amerikaner änderte sich erst, nachdem das Bündnis zwischen Stalin und den Westmächten zerbrach und vom Kalten Krieg abgelöst wurde. Jetzt brauchte der Westen die Deutschen. Sie wurden unterstützt, der Marshallplan trat in Kraft und half sehr beim Wiederaufbau der Wirtschaft. Wir bekamen sogar wieder eine Armee.

## Wir Kinder und die amerikanischen Soldaten

Die Amerikaner, mit denen wir in Berührung kamen, habe ich als sehr nett und hilfsbereit in Erinnerung. Da der Schulunterricht noch verboten war, mussten wir mehrmals in der Woche ins Gemeindehaus im Sundern wandern, wo uns Pastor Bültemeier, der aus dem Krieg zurückgekehrt war, Konfirmandenunter-

**Abb. 51:** (o. J.) Pfarrer Heinrich Bültemeier (* 1900 † 1958), in Exter 1938 bis 1948, Konfirmanden aus Exter (Repro Kopie).

richt erteilte, um uns von der Straße zu holen. Wir mussten viele Gesangbuchverse und Bibelstellen auswendig lernen, da wir ja so viel Zeit hatten.

Ein paar Nachbarskinder und ich wählten dabei meistens einen Weg, der meinen Eltern gar nicht recht war, wir wanderten über die Autobahn. Dort war es für uns sehr interessant. Kolonnen von amerikanischen Militärfahrzeugen rollten mit Versorgungsgütern und Nachschub gen Osten. Manchmal hielten Fahrzeuge an, die GIs schenkten uns Schokolade und Kaugummi. Am großzügigsten und nettesten waren dabei die Schwarzen.

Am Schluss des Unterrichts zog es die ganze Bande wieder auf die Autobahn. An der Steinegge-Brücke war ein Rastplatz, an dem meistens Militärkonvois Pause machten. Wir bekamen reichlich von den leckeren Sandwiches aus blütenweißem Mehl geschenkt. Meine Eltern waren entsetzt, aber wir Kinder hatten niemals das Gefühl, dass das Unternehmen für uns gefährlich sein könnte.

## Die Engländer beschlagnahmen ganze Stadtviertel

Lange vor Kriegsende hatten die vier Siegermächte - auch Frankreich zählte letztendlich ja zu den Siegern - Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Jetzt wurden die ihnen zustehenden Gebiete von den Alliierten in Besitz genommen. Für die Menschen in den mitteldeutschen Gebieten Harz, Thüringen und Sachsen-Anhalt, die von den Amerikanern erobert worden waren, bedeute-

te dieses eine Katastrophe, die Amerikaner zogen ab, die Russen übernahmen das Regiment.

Für uns war es nicht ganz so schlimm, wir gehörten zur britischen Besatzungszone. Die Amerikaner rückten ab in ihre Besatzungszone, die Engländer kamen. Am 15. Mai fand der Wechsel statt, der für viele Bewohner der Nachbarstädte ein rabenschwarzer Tag war.

Nach dem recht menschlichen Regiment der Amerikaner bestand die erste Anordnung der Engländer darin, dass innerhalb von einigen Tagen viele Menschen in Vlotho, Herford, Bad Salzuflen, Bad Oeynhausen und in anderen Nachbarorten ihre Häuser räumen mussten. Es waren die schönsten Wohngebiete, die beschlagnahmt wurden, alle Möbel und Gebrauchsgegenstände mussten zurückbleiben. Die Engländer richteten in den betroffenen Städten für ihre Rhein-Armee unter Befehl Montgomerys das Hauptquartier ein.

Die letzten von den Engländern besetzten Häuser wurden endlich im Mai 1957 an die Eigentümer zurückgegeben, nachdem das Hauptquartier nach Mönchengladbach verlegt worden war.

Die beschlagnahmten Stadtviertel wurden mit hohen Stacheldrahtzäunen umgeben und durften von Deutschen nicht mehr betreten werden. In Herford war der ganze Stiftberg gesperrt. Lange Zeit fuhren LKW-Kolonnen zum Stuckenberg, um die Möbel aus den besetzten Häusern, die den Herren nicht gefielen, dort zu verbrennen.

Dadurch gelangte ich ganz nebenbei in den Besitz meines ersten englischsprachigen Buches. Ein Soldat hatte das amerikanische Taschenbuch mit Kurzgeschichten wohl ausgelesen und es auf diese Art und Weise gleich mit entsorgt. Der Einband war ein wenig verkohlt, aber der Text ziemlich unversehrt. Ich liebte das Büchlein, mein erstes Nachkriegsbuch, sehr. Wer es gefunden hat und wie es schließlich in meine Hände kam, weiß ich nicht mehr.

Der Stuckenberg war von der Herforder Bevölkerung während des Krieges auf der Suche nach Brennmaterial total abgeholzt worden, die letzten Baumstümpfe sahen trostlos aus. Kohlen oder Brennholz gab es kaum.

## Die Nöte des Alltags

Nicht nur Brennmaterial war Mangelware, auch die Zuteilung von Lebensmitteln wurde immer dürftiger. Das bisschen Brot, das man auf die Lebensmittelkarten kaufen konnte, war gelb, es bestand aus Maismehl.

**Abb. 52:** (um 1955) Villa Schöning in Vlotho am Osthang des Amtshausberges, erst 1952 verließ das Britische Rote Kreuz das Haus.

Unser Schwein musste für immer mehr Personen reichen, die Menge, die wir behalten durften, war sehr geschrumpft. Nach der Ernte suchten die Leute die Stoppelfelder ab, um die restlichen Ähren aufzusammeln. Aus Löwenzahn wurde Salat gemacht und aus Gesselkohl (Giersch) Gemüse gekocht.

Wir hatten unsere Hühner, die uns brav mit frischen Eiern versorgten. Im Herbst, wenn sie ihre Federn verloren - in der „Mauser“ - stellten sie aber das Eierlegen ziemlich ein. Um auch in dieser Zeit noch Eier zu haben, wurden im Sommer, wenn sie reichlich zur Verfügung standen, Eier in Wasserglas eingelegt. Sie hielten sich dann längere Zeit. Zuckerrüben wurden zerschnitten und die Schnitzel mit einer selbst gebastelten Presse ausgepresst. Aus dem Saft kochten wir Sirup.

Schlimm sah es auch mit Kleidung aus. Besonders für die schnell wachsenden Jugendlichen war es ein Problem, immer etwas anzuziehen zu haben. Alle verfügbaren Kleidungsstücke wurden aufgetrennt, gewendet, gestückelt und zu neuen Kleidern und Mänteln verarbeitet. Strickkleidung wurde immer wieder

aufgeribbelt und die Wolle neu verstrickt. Aus Vaters gutem, schwarzem Gehrock bekam ich einen Mantel.

Auch Seife war Mangelware, es gab eine „Schwimmseife“ auf Marken zu kaufen, die so leicht und luftig war, dass sie wirklich auf dem Wasser schwamm und natürlich weder schäumte noch reinigte. Wenn wir geschlachtet hatten, wurde aus den Knochen des Schweins und den kleinen Fetzchen Fleisch, die evtl. noch daran hingen, Seife gekocht. Man benutzte dazu Seifenstein - eine Mischung aus Ätznatron und Soda -, der alles zersetzte. Die Seife roch zwar ziemlich unangenehm, aber sie reinigte wenigstens.

Auch wir hatten nicht mehr genug Brennmaterial, um das ganze Haus notdürftig zu heizen. Im oberen Stockwerk ließ Vater das Wasser von der Heizung ab, die Zimmer blieben kalt, damit es wenigstens unten notdürftig warm war.

Das Badezimmer war auch nicht mehr benutzbar. In der Badewanne wuschen unsere Zwangsmieter aus Bielefeld ihre Wäsche, Gemüse und Kartoffeln. Als sie endlich auszogen, war natürlich alles total verdreckt, genau wie auch die beiden von ihnen bewohnten Räume.

Wir stellten in dieser Zeit in der Kellerküche einmal in der Woche eine Zinkwanne auf, in der die ganze Familie nacheinander ein Bad nahm.

Der Strom wurde immer wieder abgeschaltet. Unsere gute alte Petroleumlampe kam dann wieder zu ihrem Recht. Die Fenster brauchten nicht mehr verdunkelt zu werden, aber der Lichtschein, der hinausdrang, war ohnehin nur dürftig.

## Die Polenüberfälle

Ein großes Problem in jener Zeit waren die vielen Zwangsarbeiter aus dem Osten, vorwiegend Polen und Russen, die von den Amerikanern aus den Lagern befreit wurden und jetzt auf ihren Rücktransport warteten. Besonders die Russen wollten vielfach aber gar nicht zurück in die Sowjetunion, da sie Angst vor Stalins Rache wegen ihrer Gefangennahme hatten und fürchteten, als angebliche Kollaborateure hart bestraft zu werden.

Diese Zwangsarbeiter hatten im Anfang einen Freibrief, sie überfielen Häuser und Höfe, raubten, demolierten, schlugen und quälten die Bewohner und erschossen sie auch vielfach. Die Angst vor diesen Überfällen ging um in der Bevölkerung. Nachbarn schlossen sich zusammen und bildeten Bürgerwehren (allerdings ohne Waffen), sie gingen nachts Streife und versuchten, die Häuser zu schützen.

**Abb. 53:** (um 1940) Zwangsarbeiter auf Hagenmühle, links im Hintergrund der ehem. Kleinbahnhof gleichen Namens

Bei Kriegsende lebten auch in Exter fast 500 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene, teilweise auf den Höfen, teilweise arbeiteten sie in Fabriken und waren in Lagern untergebracht. Vor dem Einmarsch der Amerikaner sollten sie vor der anrückenden Front weiter nach Osten gebracht werden. Die Amerikaner waren allerdings schneller hier und befreiten sie.

## Die Überfälle der Zwangsarbeiterbanden hielten bis 1946 an.

Bei diesen Polenüberfällen hatten wir in der Verwandtschaft einen schrecklichen Fall. Vaters ältester Bruder - Onkel Wilhelm, inzwischen hochbetagt - musste mit den Familien seiner Söhne das Haus auf dem Stiftberg räumen. Er konnte bei seiner Tochter unterkommen. Die Ehefrauen der Söhne waren Schwestern und kehrten mit den Kindern auf den elterlichen Bauernhof in Herford zurück. Eines Nachts, als alle schlafend in den Betten lagen, überfielen Polen den Hof. Sie schossen sofort auf die friedlichen Menschen. Die eine der Schwestern war tot, der anderen wurde der Fuß zerschossen. Bis sie im hohen Alter starb, litt sie unter Schmerzen an dem verkrüppelten Fuß und humpelte.

In Schwarzenmoor wurden ebenfalls bei einem Überfall auf dem Hof Meyer-Kerkhoff beide Söhne erschossen. Von überall hörte man von diesen grausamen Ereignissen.

## Nichts geht mehr

In den ersten Monaten nach Kriegsende gab es weder Post noch Telefon. Das Telefonieren funktionierte nach einiger Zeit wieder, aber bis man regulär Briefe verschicken konnte, wurde es Herbst. In Exter klappte die Postzustellung erst im Februar 1946. Ob es nur an den fehlenden Briefmarken lag, weiß ich nicht, auf den alten Marken war ja noch das Hitlerportrait zu sehen, sie durften natürlich nicht mehr verwendet werden.

Zeitungen gab es ebenfalls nicht, die ersten erschienen erst im Frühjahr 1946 wieder. Vorher gab die Militärregierung der Bevölkerung ihre Anordnungen in Form von Anschlägen bekannt, später erschienen Notzeitungen mit wichtigen Mitteilungen.

Da Hitler massiv die Produktion von billigen Radios - den Volksempfängern - gefördert hatte, damit er alle Deutschen mit seinen Propagandareden erreichen konnte, gab es in vielen Familien ein Radio, das über die politische Lage und Entwicklung informierte.

Nach Kriegsende lag der Bahnverkehr still, nur die Alliierten hielten den Verkehr für ihre Versorgungs- und Soldatentransporte aufrecht. Bis auch die Deutschen wieder notdürftig und mit großen Problemen verreisen konnten, dauerte es viele Monate. Auch die Kleinbahn verkehrte vorerst nicht.

## Herford war eine Trümmerwüste

In Herford waren große Teile der Innenstadt zerstört, besonders betroffen waren der Gehrenberg, die Rennstraße und die Johannisstraße.

Man begann mühsam mit Schaufeln und Hacken die Trümmer wegzuschaffen. Es fehlte an Arbeitskräften, auch in Herford waren die Frauen - die Trümmerfrauen - im Einsatz. Für den Abtransport der Steinberge gab es nur wenige Fahrzeuge. LKWs waren kaum vorhanden, so musste alles auf Pferdefuhrwerke geladen werden. Davon gab es ebenfalls nicht genug. Viele Pferde waren aus Futtermangel eingegangen oder dem Krieg zum Opfer gefallen.

Auch die Müllabfuhr klappte nicht mehr. Hier fehlten ebenfalls Arbeitskräfte und Pferde, da auch der Müll mit Pferdefuhrwerken abgefahren wurde.

Die paar LKWs, die den Krieg überdauert hatten, waren auf Holzgas umgerüstet worden, da es keinen Treibstoff gab. Auf den Ladeflächen standen Öfen, die ständig mit Holz befeuert werden mussten. Sie qualmten entsetzlich, aber die Autos fuhren, langsam und gemächlich.

## Neuanfang in der Fabrik

Vater versuchte den Betrieb wieder in Gang zu bringen. Im Verlauf des Krieges war die Fabrik - weil nicht kriegswichtig - stillgelegt und eine Samenhandlung, die in Herford durch Bomben beschädigt worden war, hier einquartiert worden. Nach Kriegsende ging diese Firma wieder nach Herford zurück.

Für die Produktion von für den privaten Verkauf dringend benötigten Möbeln gab es kein Material. So wurde als erstes - in alter Tradition - ein neuer Dachstuhl für einen beim Einmarsch der Amerikaner ausgebrannten Hof gezimmert. Dann stellten wir Spinde für die englischen Soldaten her, hierfür gab es Holz, Leim, Nägel und alles, was dazugehörte.

Gleich nach Kriegsende versuchte mein Vater, die Geschäftsverbindungen zu alten Lieferanten wieder aufzubauen. Unser Auto war noch nicht wieder freigegeben, so fuhren wir eines Tages mit Wrachtrups Kutschwagen nach Bad Oeynhausen zur Firma Horstmann. Es war ein schöner Sommertag. Wir rollten gemächlich über die Autobahn dahin, mitten zwischen Militärfahrzeugen. Unterwegs erlebten wir noch eine Sonnenfinsternis.

## Die kleinen Geschehnisse neben dem Kampf ums Überleben

Zu Weihnachten war bei uns ein ehemaliger Soldat zu Gast, der aus der Gefangenschaft entlassen worden war und nicht in seine Heimat, in die russisch besetzte Zone, zurückkehren konnte. Von diesen heimatlosen Menschen gab es eine ganze Menge, sie lebten in Lagern und waren beim englischen Militär beschäftigt. In der Kirche wurde dazu aufgerufen, möglichst zu Weihnachten einen dieser Männer aufzunehmen.

Damit wir nicht ganz verwilderten, wurde eine ehemalige Lehrerin angeheuert um uns Mädchen, die nach Herford und Bad Salzuflen zur Oberschule gingen, etwas Unterricht zu erteilen. Fräulein Rohde wohnte dann jahrelang bei Wrachtrups.

**Abb. 54:** (1946) Meine Konfirmationsgäste - v. l. n. r.: Tante Mathilde Pecher, Margret Niemann (vh. Stahlsmeier), Tante Johanne Pecher, meine Mutter, Martha Stuke, Tante Anna Stuke, Marlies Wrachtrup (vh. Flörkemeier), Hanna Dunker (vh. Schürmann), Tante Anna Kahlenberg, ich, Heinz Brockmeyer, Annegret Niemann (vh. Langejürgen), Lissy Brockmeier (vh. Kahlenberg), Onkel Robert Brockmeier, Elfi Kahre, Onkel Hermann Kahlenberg, mein Vater, Onkel Willi Brockmeier, Onkel Heinrich Brockmeyer, dahinter stehend: Marie Kirchhoff, Marie Stuke, Frau Schäfer (Ostpreußen)

1946 - am Sonntag nach Ostern - wurde ich von Pastor Bültemeier konfirmiert. Obwohl es kaum Lebensmittel zu kaufen gab, organisierten meine Eltern so gut wie möglich eine schöne Feier. Die ganze Verwandtschaft war eingeladen und zur Stelle. Ich ließ mir meine Zöpfe abschneiden und bekam meine erste Dauerwelle. Zum Friseur musste man Briketts - in Zeitungspapier gewickelt - mitnehmen, damit ein wenig geheizt werden konnte. Der Winter 1946/47 war wieder ganz besonders schneereich und hart. Dazu kam der immer noch katastrophale Mangel an Brennmaterial.

## Unser Volkstanzkreis

Bei Wrachtrups, die immer ein Herz für die Jugend hatten, gründete Fräulein Rohde einen Volkstanzkreis. Auf Wrachtrups Hof, aber auch auf anderen Bauernhöfen in Exter, arbeiteten einige junge Männer aus Ostdeutschland, die bei

Kriegsende hier hängen geblieben waren und nicht nach Hause zurückkehren konnten.

Diese waren von der Schulbank weg in den Krieg geschickt worden. Diese Jungen und einige junge Mädchen aus Exter machten fortan einmal in der Woche Volkstänze. Ich durfte auch schon mitmachen, obwohl ich anfangs noch nicht konfirmiert war. An den Volkstanzabenden wurde das Klavier auf die Deele gebracht, ein Herr aus Herford spielte die Tanzweisen. Dieses durfte ihm nicht ganz leicht gefallen sein, denn für ihn zählte nur Musik von Bach; Beethovens großartige Kompositionen waren für ihn schon „leichte Musik". Dann kam es aber noch schlimmer, nachdem wir unsere Volkstänze, wie

„Wenn huia ssonn Pott mett Beohnen stäut,
unn doh ssonn Pott mett Brie,
denn loht eck Brie unn Beohnen stohn
unn danz mett muin Marie."

hinter uns gebracht hatten, kamen noch die modernen Tänze jener Jahre zu ihrem Recht. Wir hatten sehr viel Spaß an diesen Abenden, denn sonst wurde uns kaum Abwechslung in Exter geboten.

**Abb. 55:** (1952) Wrachtrups Wohnhaus 1914, bezogen 1924 (vom Brand von 1952 verschont), Zeichnung von Julius Echtermann (* 8. Feb. 1893 ⊥ 11. Juni 1964), Lehrer in Exter

**Abb. 56:** (1938) Volkstanz gehörte in Exter schon lange dazu: Verlobung Ließchen König

Gelegentlich saßen alle jungen Leute mit Fräulein Rohde in einer großen Runde zusammen und machten lustige Gesellschaftsspiele. Ich war auch oft dabei.

Bei Wrachtrups wurden in jenen Jahren tolle Feste gefeiert, wozu auch das Erntefest gehörte. Die große Deele war mit Grün schön geschmückt, es gab zu essen und zu trinken. Wir führten unsere Volkstänze auf und manchmal auch Schattenspiele oder ähnliches. Und es wurde getanzt, getanzt, getanzt. Besonders stimmungsvoll war es, wenn dann ein großer Laternenmond über der Deele schwebte und gespielt wurde „Guter Mond, du gehst so stille über unser Dörfchen hin".

Auch bei den Dorffesten auf Knöners Saal führten wir öfter Volkstänze vor. Wir waren nicht so verwöhnt in unserem Anspruch auf Vergnügungen wie die Jugend heute und waren mit dem, was uns geboten wurde, rundum zufrieden.

## Es gibt wieder Schulunterricht

Es dauerte lange bis die Schulen wieder ihre Pforten öffnen konnten. Erst mussten die wenigen Lehrer und Lehrerinnen, die zur Verfügung standen, entnazifiziert werden. Viele Lehrer waren im Krieg gefallen oder noch nicht aus der Gefangenschaft zurückgekehrt.

**Abb. 57:** (1948) Klassenfoto Königin-Mathilde-Schule. Aus Exter sind auf diesem Foto nur Marlies Wrachtrup (vh. Flörkemeier), Christel Schmiedeskamp und ich zu sehen,

Da die Königin-Mathilde-Schule in Herford früher wieder mit dem Schulbetrieb anfing als die Schule in Bad Salzuflen, wechselten Elisabeth und ich zur Schule nach Herford. Am 28. Januar 1946 fing der Unterricht nach fast zehn Monaten Unterbrechung wieder an. Der Schulbetrieb begann in sehr gemäßigtem Tempo. Die Schule auf dem Stiftberg war im Krieg als Lazarett genutzt worden und lag jetzt im Sperrgebiet. Wir waren daher in der „Oberschule für Jungen“, dem späteren Ravensberger-Gymnasium, dem großen Backsteinbau an der Münsterkirche, untergebracht und hatten wieder Schichtunterricht.

Die „Elektrische" fuhr nur alle zwei Stunden, meistens mussten wir nach Schulschluss lange warten bis wir nach Hause fahren konnten. Im Winter, wenn wir Nachmittagsunterricht hatten und es früh dunkel wurde, saßen wir in der Gaststätte an der Haltestelle Bergertor bei einem Heißgetränk. Sonst bummelten wir durch die Stadt, um die Zeit totzuschlagen. Gelegentlich ließen wir die Bahn ohne uns fahren und leisteten uns einen Kinobesuch.

In den Jahren nach dem Krieg kamen viele sehenswerte neue Filme in die Kinos. Nach den Schreckensjahren der Nazi- und Kriegszeit konnte die Kultur ohne staatliche Zwänge aufblühen. Mit uns zur Königin-Mathilde-Schule fuhr auch Christel Schmiedeskamp, ein liebes, etwas stilles Mädchen. Ein Jahr später kam ihre jüngere Schwester Edith dazu.

Die Schule war bei einem Angriff im November 1944 schwer beschädigt worden und hatte noch erhebliche Bombenschäden. Fenster waren mit Brettern vernagelt, teilweise klafften noch Löcher in den Innenwänden. In dem Klassenraum, in dem wir Fahrschülerinnen uns aufhalten konnten, befand sich auch ein großes Loch in der Wand zur Nachbarklasse, in dem eine Jungenklasse Unterricht hatte. Wir kletterten auf die Bänke und warfen kleine Papierkügelchen hinüber, was die Jungen wehrlos über sich ergehen lassen mussten.

Wir fingen mit einigen Lehrerinnen an, viel zu wenig für rund 800 Schülerinnen. Bücher gab es keine, auch Schreibmaterial war knapp. Geschichtsunterricht hatten die Besatzungsmächte verboten. Im kalten Winter 1945/46 fehlte es auch an Brennmaterial. Die Schule konnte nicht beheizt werden, so gingen wir nur hin, um uns Hausaufgaben abzuholen.

Im Februar 1946 fiel die Schule total aus. Herford wurde nach tagelangen starken Regenfällen von einem gewaltigen Hochwasser heimgesucht, alle tiefergelegenen Stadtteile standen unter Wasser.

Die Eisenbahnbrücke der „Lippischen Bahn“ über die Werre vor Herford war zum Schluss des Krieges zerstört worden, die Trümmer lagen noch im Fluss. Die Wassermassen, die aus Lippe heranströmten, stauten sich vor diesem Hindernis und setzten weite Flächen in der Stadt unter Wasser. Das Hochwasser richtete große Schäden an. Auch um die Schule breitete sich ein See aus.

In Herford wurde die Hansabrücke über die Werre vom Hochwasser zerstört, es gab über Jahre hinaus für die Kleinbahn keine durchgehende Verbindung von Vlotho nach Wallenbrück mehr.

Die Fahrt mit der „Elektrischen“ zur Schule war noch zeitaufwändiger als vorher, besonders beim Nachmittagsunterricht war der Schultag sehr lang. Die Bahn verkehrte nur alle zwei Stunden, die Fahrt von Exter über Bad Salzuflen nach Herford dauerte regulär eine Dreiviertelstunde.

Eine sehr zeitraubende Erschwernis kam in der Nachkriegszeit dazu. In Bad Salzuflen waren ebenfalls die schönsten Wohnviertel in Kurparknähe von den Engländern beschlagnahmt worden und durch einen hohen Stacheldrahtzaun abgetrennt. Mitten durch dieses Sperrgebiet fuhr unsere Kleinbahn. Bei der Ein- und wieder bei der Ausfahrt versperrten große Tore den Weg. Ein Schaffner musste aussteigen, aus dem nächsten Haus einen englischen Soldaten herbeiholen, der das Tor auf- und hinter uns wieder zuschloss.

Wenn wir morgens einstiegen, war die Bahn schon rappelvoll, es hätte der Platz zum Umfallen gefehlt. Die Zahl der Schüler, die von Vlotho nach Herford fuhren, hatte zugenommen. Viele ältere Jungen waren dabei, die in der letzten Kriegszeit als Flakhelfer eingezogen waren und jetzt ihr Abitur machen wollten. Für diese Schüler, die den Anschluss an ihre alte Klasse verpasst hatten, gab es Sonderlehrgänge.

### Unser Auto wird wieder zugelassen, aber das Vergnügen ist nur von kurzer Dauer

Wir durften inzwischen (1947) wieder mit unserem Auto, das während des Krieges stillgelegt worden war, fahren, allerdings nur für geschäftliche Zwecke. Wir mussten es kurze Zeit mit Firma Droste teilen, die kein Auto mehr hatte.

Verkehr gab es so gut wie keinen. Trostlos war der Zustand der Straßen. Wenn wir nach Herford wollten, mussten wir über die Bismarckstraße fahren, da der Stiftberg ja gesperrt war. Die Bismarckstraße aber war so voller tiefer Schlaglöcher, dass man einen Achsenbruch riskierte. Durch die Schaukelei verlor mein Vater einmal die Tankverschlussklappe. Eine neue Klappe war nicht zu bekommen, so musste ein Lappen als Verschluss dienen.

Wir fuhren daher lieber über die Autobahn bis zur ehemaligen Baustellenausfahrt an der Salzufler Straße, die damals noch befahrbar war, und von dort aus in die Stadt. Allerdings hatte diese Erleichterung ein jähes Ende, als das Auto noch im gleichen Jahr aus der Garage gestohlen wurde. Es war zu dieser Zeit nicht möglich, ein neues oder auch gebrauchtes Auto zu kaufen, da niemand freiwillig ein vorhandenes Auto abgegeben hätte.

### Die Not wird immer größer

Mit der Lebensmittelversorgung wurde es ständig schlimmer, Deutschland hungerte. Auf die Lebensmittelkarten gab es nur noch etwa 1000 Kalorien pro Tag und Person, teilweise ging die Zuteilung bis auf weniger als 800 Kalorien zurück, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Der Schwarzmarkt blühte, es gab feste Preise. Da kostete ein Pfund Butter 180 Reichsmark, ein Zentner Kartoffeln genau so viel. In der „Zigarettenwährung“ musste man für die gleiche Menge Kartoffeln zwanzig deutsche oder sechzehn englische Zigaretten bezahlen. Die wenigsten Menschen konnten sich diese Preise leisten.

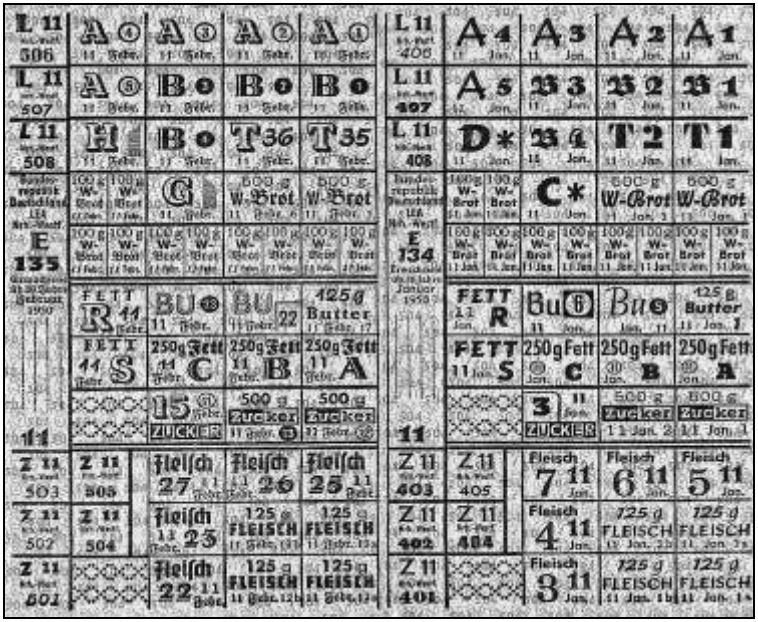


**Abb. 58:** (1950) Lebensmittelmarke

Die Menschen in den Städten fuhren in überfüllten Zügen aufs Land, um bei den Bauern etwas Essbares zu ergattern. Für Geld gab es nichts, alles was irgendwie geeignet war und entbehrt werden konnte, wurde für Lebensmittel eingetauscht. Teppiche, Tafelsilber und Schmuck wechselten so den Besitzer. Es gab auf dem Land aber auch Menschen, die den Not leidenden Städtern aus reiner Nächstenliebe von ihren Vorräten abgaben. Ein Schicksalsschlag war es, wenn man auf der Rückfahrt mit den hart erkämpften Kostbarkeiten in eine Polizeikontrolle geriet und alles wieder verloren war.

Heizmaterial gab es kaum. Alles was brennbar war, wurde verheizt. Die Menschen stürmten bei jeder günstigen Gelegenheit - wenn die Güterzüge, die durchs Land rollten, anhalten mussten - die Waggons mit Kohlen. Soviel Kohlen wie eben möglich wurden von den Waggons geworfen und dann vom Bahndamm aufgelesen.

### Wohnraum ist Mangelware

Auch die Wohnungsnot wurde immer größer, ständig kamen neue Flüchtlinge und Vertriebene, die untergebracht werden mussten. Im März 1946 durfte jeder Bürger noch sieben qm Wohnraum haben, alles Übrige musste für die Zuwanderer zur Verfügung gestellt werden.

**Abb. 59:** (um 1950) Sogar im einstigen Spritzenhaus vor der Kirche waren in Exter zeitweise Flüchtlinge untergebracht.

In Ostwestfalen-Lippe war in jenen Jahren jeder fünfte Einwohner ein Heimatvertriebener. Diese vielen neuen Bürger benötigten Wohnraum. Eine Kommission besichtigte Häuser und Wohnungen und ermittelte die Zahl der aufzunehmenden Zwangsmieter. Es war ein Lotteriespiel, wer dann später mit Sack und Pack einzog, waren es nette Leute, die ins Haus kamen oder unangenehme Zeitgenossen?

Auf jeden Fall war es für meine Eltern und die anderen Erwachsenen eine große Belastung, wenn die Häuser, in denen man bisher allein gewohnt hatte und die gar nicht dafür vorgesehen und eingerichtet waren, plötzlich von fremden Menschen wimmelten. Als Kind fand ich diese Einquartierungen spannend, zumal wir meistens Glück mit unseren Mitbewohnern hatten.

Als ich geboren wurde, hatte Exter rund 1700 Einwohner, durch die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, die in unserem kleinen Örtchen eine neue Heimat fanden, stieg die Einwohnerzahl auf bis auf 2380 im Jahre 1960.

**Abb. 60: (**Sommer 1947) Die Bewohner der „Pecherei“ - Vorn (von links): Meine Mutter, ich, mein Vater, Elfriede und Rudi Schäfer (Breslau) und Kinder Susanne und Arnold Schäfer. - 2. Reihe (von links): Anna und Fritz Schäfer (Ostpreußen), Heinrich und Anni Grotegut mit Annemarie auf dem Arm, Elfi Kahre (geb. Schäfer, sp. Bergmann), Minette Apenbrink.

Tante Miles Sohn Heinrich heiratete zu Anfang des Krieges, seine junge Frau kam natürlich nach Exter auf die „Pecherei“. 1946 wurde die kleine Annemarie geboren. Groteguts Wohnung im Fachwerkhaus wurde recht eng.

Frau Schäfer und ihre Tochter Elfie aus Ostpreußen bewohnten im Fachwerkhaus ein Zimmer und bei uns im Haus eine Mansarde. Bald nach Kriegsende kehrte Herr Schäfer zu seiner Familie zurück.

Als ich schon in die Oberschule nach Bad Salzuflen fuhr und eines Tages mittags aus der Straßenbahn stieg, sprach mich eine Dame an und fragte ausgerechnet nach dem Weg zu uns. Wir legten den Weg gemeinsam zurück. Ich erfuhr, daß Fräulein Grebe, so hieß die Dame, eine Lehrerin aus Gelsenkirchen war, die jetzt nach Exter versetzt worden war. Sie sollte bei uns nach einem Zimmer fragen. Ich bestürmte meine Eltern, doch bitte, bitte Fräulein Grebe aufzunehmen. Meine Eltern stimmten zu und haben ihre Zusage nie bereut. Mit Fräulein Grebe hatten wir eine angenehme, liebe Hausgenossin. Bald nach Kriegsende kehrte sie allerdings nach Gelsenkirchen zurück.

Auch bei uns machte sich die Wohnungsnot bemerkbar. Ich schlief nun im Esszimmer. Dieses war durch einen großen Schrank, den wir für Bögers in Minden eingelagert hatten, und eine Bretterwand in zwei Räume unterteilt. In dem anderen Teil des Zimmers wohnte für kurze Zeit ein junger Mann aus Ostdeutschland. Noch heute läuft es mir kalt den Rücken hinab, wenn ich daran denke. Der junge Mann machte einen sehr netten, harmlosen Eindruck auf uns. Dieses änderte sich, als eines Tages Polizist Gödecke zu uns kam und uns im Vertrauen vor unserem Mitbewohner warnte und uns dringend zur äußersten Vorsicht ermahnte.

Er hatte die Nachricht erhalten, dass der junge Mann mehrfach Menschen, die aus der sowjetischen Besatzungszone in den Westen wollten, über die „grüne Grenze“ geschleust habe. Er hatte diese dann angeblich ausgeraubt und ermordet. Er sollte in den nächsten Tagen von der Militärpolizei abgeholt werden, was dann auch geschah. Man brachte ihn nach Recklinghausen in das berüchtigte Kriegsverbrecher- und Nazilager, wo er gestorben sein soll.

Bis es soweit war und eines Abends die Militärpolizei vor der Tür stand, hatten wir große Angst. Wir durften uns aber nichts anmerken lassen. Meine Eltern machten sich besonders Sorgen um mich, da ich in dem nur notdürftig abgeteilten Raum schlief. Auch wegen der Polenüberfälle hatten sie Angst, mich allein dort unten schlafen zu lassen.

Im September 1946 kamen ganze Züge mit Vertriebenen aus Schlesien, aus der Grafschaft Glatz, in den Kreis Herford, und auch diese mussten wieder untergebracht werden. Die armen Menschen hatten die Eroberung durch die Russen in ihrer Heimat überlebt; als Schlesien Polen zugesprochen worden war, mussten sie ihre Häuser und Höfe verlassen und sich im Westen eine neue Heimat suchen. Da unser Haus voll von Flüchtlingen belegt war bis zum Dach, brauchten wir keinen weiteren Raum mehr abzugeben. Wir hatten in jenen Jahren auch noch eine Hausangestellte, die ein Zimmer bewohnte.

Später im Jahr 1946, als wir mit viel Mühe die Familie aus Bielefeld losgeworden waren, kamen Schäfers aus Breslau zu uns. Schäfers hatten zwei Kinder - Susanne und Arnold -, die uns mit Hungerbäuchen aus hungrigen Augen ängstlich ansahen. Susanne war drei Jahre alt, Arnold wurde 1945, während die Russen um den Häuserblock kämpften, im Luftschutzkeller geboren und war gerade eineinhalb Jahre alt.

Meine Mutter gab sich alle Mühe, die beiden mit dem, was wir aus dem Garten und von der Ziege hatten, etwas aufzupäppeln. Die beiden entwickelten sich bei

uns zu fröhlichen Kindern. Auch die Eltern Schäfer waren trotz aller schweren Erlebnisse immer fröhlich und nett, besonders Frau Schäfer hatte ein außergewöhnlich sonniges Gemüt. Es bestand in jener Zeit eine sehr harmonische Gemeinschaft auf der „Pecherei". Es waren durchschnittlich fünfzehn Personen, die damals bei uns lebten.

### Das Leben war recht eintönig

Abwechslung und Vergnügungen gab es in jenen Jahren wenig. Das Fernsehen war noch nicht erfunden. So saßen wir im Sommer bei gutem Wetter gemeinsam draußen, erzählten und sangen unwahrscheinlich viele Volkslieder. Sehr angenehm war die damals zwecks Stromersparnis eingeführte Sommerzeit mit zweistündiger Zeitverschiebung, es wurde abends einfach nicht dunkel.

Ein Freibad gab es in Exter nicht. Wir gingen zum Schwimmen in den Mühlenteich von Möllers. Auf der einen Seite des Teiches war das Wasser tiefer, hier gab es sogar ein Sprungbrett. Hinten badeten die Nichtschwimmer, gelegentlich zusammen mit den Schweinen. In einem kleinen, halb verfallenen Fachwerkhäuschen hatten wir Gelegenheit uns umzuziehen. Es gab sogar einen Raum für Mädchen und einen für Jungen. Allerdings war die Zwischenwand etwas kaputt und für neugierige Blicke wie geschaffen.

Bücher konnte man immer noch nicht kaufen. Da ich eine große Leseratte war, las ich mich durch alle alten Bücher, die ich finden oder auch ausleihen konnte, hindurch. Es machte mir auch nichts aus, diese mehrfach zu lesen.

Kreuzworträtsel löste ich auch für mein Leben gern, ebenso Herr Schäfer. Wir bastelten uns selbst welche zusammen, was recht mühsam war.

### Wenn einer eine Reise macht, so kann er was erleben

Ich hatte schon damals eine unwahrscheinliche Reiselust, es gab aber so gut wie keine Möglichkeit zu verreisen. Im Sommer 1946 fuhr Frau Schäfer (aus Ostpreußen) ins Sauerland um Verwandte und Bekannte, die dort gelandet waren, zu besuchen. Trotz der beschränkten Wohnverhältnisse bei diesen ebenfalls aus dem Osten vertriebenen Menschen konnten Marlies Wrachtrup und ich mitfahren, bepackt mit Lebensmittelmarken und Proviant.

Im Sommer 1947 erklärte sich Vetter Rudi bereit, mit Marlies und mir nach Bayern zu fahren. Er hatte dort viele Bekannte, Familien, bei denen er als Soldat einquartiert war und die sich freuten, ihn wiederzusehen. Ob sie sich auch

über die beiden Mädchen freuten, die er im Schlepptau hatte, kann ich nicht beurteilen. Wir wurden jedenfalls überall sehr herzlich aufgenommen, auch wenn wir größtenteils mit einem Notlager auf dem Fußboden vorlieb nehmen mussten. Obwohl unsere Gastgeber überwiegend auf dem Lande wohnten, hatten wir wieder Lebensmittel und gesammelte Lebensmittelmarken mitgenommen.

Marlies und ich waren natürlich noch nie in Bayern gewesen, wir schnupperten den Duft der großen weiten Welt, so neu war alles für uns.

Die Reise mit der Eisenbahn war ein Abenteuer. Die Züge waren in jener Zeit hoffnungslos überfüllt, auf den Puffern und teilweise auf den Trittbrettern hockten die Menschen. Mit einem Sitzplatz zu rechnen, war absolut illusorisch.

Mit dem Bummelzug ging es zunächst nach Hannover. Der Bahnsteig, an dem der D-Zug nach München abfahren sollte, war schwarz von Menschen. Als der Zug einlief, wurde es lebensgefährlich. Alles schob, schubste und drängte, durch die Fenster kletterten die Leute in den Zug. Wir hatten Glück und kamen auch noch hinein. Im Vorraum fanden wir Plätze in einer Ecke und standen dort relativ gut und fest.

Das ging gut bis Kreiensen. In dem kleinen Bahnhof mussten alle Fahrgäste den Zug wieder verlassen. Hier war die Grenze zwischen der britischen und amerikanischen Besatzungszone. Obwohl die drei westlichen Besatzungszonen mittlerweile eine gewisse Einheit bildeten (scherzhaft: „Trizonesien“ genannt), war es noch nicht ohne weiteres möglich, von einer Zone in die andere zu reisen. Amerikanische Militärpolizisten kontrollierten die Ausweise, dann konnten wir wieder einsteigen.

Unsere Lage hatte sich jetzt entschieden verschlechtert. Anstatt in der Ecke festen Halt zu haben, hatten wir jetzt Stehplätze am Eingang zum Waggon und mussten den Druck der Leute, die dort wie die Sardinen in der Dose standen, aushalten. Platz, beide Füße auf dem Boden unterzubringen, gab es selten, meistens balancierten wir abwechselnd auf einem Bein.

Am frühen Morgen waren wir in Würzburg, wo wir müde, leicht lädiert und steif aus dem Zug kletterten. An einem Brunnen auf dem Platz vor dem zerstörten Bahnhof machten wir zwischen den Trümmern eine Katzenwäsche und versuchten anschließend, noch ein paar Sehenswürdigkeiten der einst so schönen Stadt kennenzulernen.

Am Abend fuhren wir weiter nach Ansbach, wo wir für einige Nächte Unterschlupf bei einem netten, älteren Ehepaar fanden. Von Ansbach aus besuchten wir Nürnberg und das auch im Sommer 1947 unzerstörte und malerische Rothenburg ob der Tauber.

Dann ging unsere Reise weiter nach München. Wir bummelten bis zum Abend durch die Trümmer der Stadt und fuhren dann weiter nach Schaftlach in der Nähe des Tegernsees. In dem kleinen Ort konnten wir einige Nächte bleiben und besuchten von dort aus den Tegernsee - schön wie immer - und Bad Tölz.

Auf dem Land war in Bayern die Welt noch in Ordnung, es gab so gut wie keine Trümmer, die Menschen waren recht gut genährt. Aber bei unseren Aufenthalten in Würzburg, Nürnberg und München lernten wir die grausamen Zerstörungen des Krieges kennen. Ganze Straßenzüge lagen in Trümmern, nur schmale Gassen waren zwischen den Häuserruinen freigeschaufelt worden.

Weiter ging unsere Reise gen Garmisch-Partenkirchen. Wir mussten in Weilheim aussteigen und einige Kilometer bis zu einem kleinen Dörfchen - Oderding - zu Fuß gehen. Dort konnten wir wieder bei sehr netten Leuten nächtigen. Wir fuhren natürlich mit dem Zug nach Garmisch-Partenkirchen und nach Mittenwald. Es war erstaunlich, wie viel Betrieb in diesen vom Krieg verschonten Orten herrschte. Die Bergbahnen fuhren, in den Lokalen gab es etwas zu essen - natürlich auf Marken. Wir leisteten uns sogar ein Stück Torte und opferten dafür einige unserer kostbaren Lebensmittelmarken.

Die Züge waren überall überfüllt. Als wir eines Abends nach Weilheim zurückfahren wollten, stiegen Marlies und ich in dem Gewühl in den nächsten Zug, der einlief. Pech, dass dieser in die falsche Richtung, nämlich nach Reutte in Österreich fuhr.

Als wir den Irrtum bemerkten, war es zu spät. An der nächsten Haltestelle stiegen wir aus und versuchten zu Fuß, querfeldein, durch Weiden und über Zäune, zurück zum Bahnhof in Garmisch-Partenkirchen zu kommen.

Als wir schließlich dort ankamen, war unser Zug und mit ihm Rudi natürlich längst fort, er war für diesen Tag der letzte gewesen. Jetzt war guter Rat teuer. Ein Hotelzimmer zu finden war unmöglich. Also beschlossen wir, uns an der Zugspitzbahn anzustellen, um die begehrten Fahrkarten für einen Trip auf Deutschlands höchsten Berg zu bekommen. Die Leute, die am anderen Tag auf die Zugspitze fahren wollten, mussten sich bereits am Abend vorher anstellen.

Am Zugspitzbahnhof stand schon eine lange Schlange, ausgerüstet mit Decken und Hockern. Wir stellten uns hinten an und blieben die letzten in der Schlange. Je später es wurde, umso kälter wurde die Nachtluft. Wir hatten nichts überzuziehen, nur zu zweit ein dünnes Halstuch, das wir uns abwechselnd um die Arme wickelten Die andere ging dann inzwischen in eine Unterführung in der Nähe, wo es nicht ganz so kalt von den Bergen herabwehte.

Uns war gar nicht mehr nach einer Fahrt auf die Zugspitze zumute. Als es langsam heller wurde und der Himmel recht diesig aussah, beschlossen wir das Unternehmen abzubrechen. Wir waren immer noch die letzten in der Schlange.

Wir gingen zum Bahnhof und fuhren mit dem ersten Frühzug nach Weilheim. Als wir nach dem Fußmarsch in Oderding ankamen, war Rudi schon auf. Er war sehr erleichtert, uns gesund, wenn auch nicht ganz munter, wiederzusehen. An diesem Tag machten wir, anstatt auf die Zugspitze zu fahren, einen Ausflug zum Starnberger See und dort eine schöne Dampferfahrt.

Es folgte noch ein Abstecher nach Berchtesgaden. Dort haben wir sogar ein Zimmer in einer Pension bekommen. Die Fahrt von München im D-Zug nach Berchtesgaden war wieder ein Unternehmen besonderer Art. Der Zug hatte keine geschlossenen Türen sondern halbhohe Eisengitter. Hinter diesem Gitter saßen wir auf der obersten Stufe im Fahrtwind. Später hatten wir große Mühe, unsere Haare wieder zu entwirren.

Berchtesgaden gefiel uns sehr gut. An einem Tag machten wir einen Ausflug an den malerischen Königssee mit einer wunderschönen Schifffahrt. In einem Landgasthof bekamen wir köstlichen Schweinebraten mit Knödeln zu essen.

Selbst dieser trotz aller Schwierigkeiten unvergessliche Urlaub ging zu Ende. Die Rückfahrt war wieder eine Katastrophe. Durch ein Fenster konnten wir in ein Abteil einsteigen, das natürlich schon voll besetzt war. Aber auch diese Fahrt ging vorüber.

## Die Kriegsgefangenen kehren zurück

Ganz allmählich kamen die deutschen Kriegsgefangenen nach Deutschland zurück. Es war ein großes Ereignis, wenn im Lager Friedland bei Göttingen ein Transport mit Kriegsgefangenen aus Russland eintraf. Ausgemergelte Männer in zerlumpten Wehrmachtsuniformen kletterten aus den Waggons. Dichtgedrängt standen Frauen und Kinder und warteten mit der bangen Frage in den Augen, ob wohl ein vertrautes Gesicht dabei sein würde.

Seit etwa zehn Jahren und teilweise noch länger - waren die Soldaten in sowjetischer Gefangenschaft in Sibirien gewesen, viele hatten diese Zeit nicht überlebt. Die Kinder, die mit ihren Müttern das Einlaufen des Zuges erwarteten, hatten ihre Väter vielfach vorher noch gar nicht gesehen.

Konrad Adenauer, der erste Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, reiste 1955 nach Moskau. Er vereinbarte, diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion aufzunehmen und erreichte in zähen Verhandlungen, dass die letzten deutschen Kriegsgefangenen in die Heimat zurückkehren durften.

## Das Leben normalisiert sich langsam

Der Schulunterricht war immer noch nicht viel besser geworden. Einige Lehrkräfte kamen allerdings hinzu, ein paar der alten Lehrer waren entnazifiziert worden und durften wieder unterrichten. Aber es fehlte an allem, Schulbücher gab es nach wie vor keine.

Mit Beginn des Schuljahres 1947 wechselten unsere und eine weitere Klasse in einen Anbau des Friedrichs-Gymnasiums in der Brüderstraße. Die Kriegsschäden an dieser Schule waren inzwischen repariert worden.

In der Schule gab es Schulspeisung, eine kräftige Milchsuppe, manchmal auch eine Tafel Schokolade dazu. Wie lecker Schokolade schmeckt, hatte ich in den Jahren seit Kriegsbeginn ganz vergessen. Diese Schulspeisungen wurden von den Amerikanern gespendet. Die Amerikaner wollten wohl doch die Deutschen nicht ganz verhungern lassen. Aus Amerika wurden auch eine Menge CARE-Pakete mit Lebensmitteln an besonders notleidende deutsche Familien geschickt.

Das Leben normalisierte sich allmählich. Es gab wieder Tanzunterricht, zu dem die ganze Klasse ging. Er fand in Jupp Römkens Tanzschule Unter den Linden statt. Es gab sogar einen Schlussball in der Gaststätte Spilker an der Bielefelder Straße.

Ins Theater gingen wir von der Schule aus auch dann und wann. Die Aufführungen fanden im Saal der Loge statt. Ich erinnere mich an eine Vorstellung von Shakespeares „Romeo und Julia“. Ausgerechnet während der rührenden Liebesszene auf dem Balkon krachte bei den klassischen Worten: „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche“ der wackelige Balkon ganz fürchterlich und drohte herabzustürzen. Mehr oder weniger kräftiges Gelächter war natürlich die Folge.

**Abb. 61:** (2009) Heute eine Gaststätte mit Erlebnis-Gastronomie: Spilker Herford, Bielefelder Straße

Auch der Musikstil hatte sich gewaltig gewandelt, Jazz war jetzt modern. Unsere Lieblingsschlager waren „Chattanooga Choo-Choo“, Glenn Millers „In the mood“ und „Don't fence me in“.

In Herfords Innenstadt waren die meisten Trümmer weggeräumt worden, es fehlte aber das Material, um die Häuser wieder aufzubauen. Die ausgebombten Geschäftsleute hatten sich zum Teil in behelfsmäßig errichteten kleinen Läden etabliert. Die Engländer verschanzten sich nicht mehr so hinter Stacheldraht wie gleich nach Kriegsende. Auch die Straßenbahn konnte wieder ungehindert durch das immer noch beschlagnahmte Sperrgebiet in Bad Salzuflen fahren. In Herford war die Absperrung des Stiftbergs etwas durchlässiger geworden.

Dann wurde die Königin-Mathilde-Schule auf dem Stiftberg wieder freigegeben, wir konnten endlich wieder in unsere eigene Schule umziehen. Eine lange Prozession von Schülerinnen zog hinauf „auf den Berg“. Alle hatten leichtes Lehrmaterial zu transportieren.

Im Gebäude mangelte es an allem. Von den alten Möbeln waren nicht mehr viele vorhanden, neues Mobiliar war nicht zu bekommen. So spendeten viele

Eltern etwas aus ihrem Bestand, Stühle, Tische usw. Mit fünf anderen Mädchen saß ich zum Beispiel an einem Küchentisch.

Wir fahren froh, dass auch der Schichtunterricht jetzt ein Ende hatte. Die „Elektrische“ verkehrte immer noch selten, alle zwei Stunden bis Vlotho. Zwischendurch fuhr eine Bahn bis Bad Salzuflen. Mit dieser fuhren wir gelegentlich und leisteten uns dort den Luxus einer Portion Leckeis. Für Geld allein gab es aber kein Eis, wir mussten zu Hause etwas Zucker erbetteln, den wir dann in einem spitzen, gerollten Papiertütchen mitnahmen.

In Exter kamen wir erst um kurz vor drei Uhr nachmittags an. Wenn ich gegessen und die Schulaufgaben gemacht hatte, blieb nicht mehr viel Freizeit.

### Auf die Währungsreform folgte das Wirtschaftswunder

Unsere Reichsmark wurde immer wertloser, man konnte so gut wie nichts dafür kaufen. Am 20. Juni 1948 kam die Währungsreform. Die Reichsmark wurde im Verhältnis 10 : 1 abgewertet. Man konnte aber nicht einfach sofort den ganzen abgewerteten Betrag in die neue Währung - die D-Mark - eintauschen oder von den Sparbüchern abholen, jeder bekam nur einen Betrag von 40 Deutschen Mark auf die Hand ausgezahlt und musste dafür 60 Reichsmark hinblättern. An den Umtauschstellen bildeten sich lange Schlangen.

Plötzlich geschah Unglaubliches! Bis zum 20. Juni waren die Schaufenster bis auf etwas billigen Nachkriegsplunder leer. Am nächsten Tage waren dort die herrlichsten Sachen zu sehen, von denen man gar nicht mehr wusste, dass es sie gab. Man hätte die leckersten Esswaren kaufen können! Es gab bloß ein Problem, mit 40 DM waren keine großen Sprünge zu machen, die wunderbaren Sachen blieben erst einmal ungekauft, bis sich die finanzielle Lage normalisierte.

Die ersten Nylonstrümpfe tauchten auf, wir wünschten sie uns glühend. Sie waren aber so teuer, dass sie lange Zeit ein echter Luxus blieben. Die dünnen Dinger, die bisher gänzlich unbekannt waren, hielten leider nicht lange, eine Laufmasche gab es rasch. Damals kam man aber nicht auf die Idee, die Strümpfe deswegen wegzuwerfen. Man konnte die Maschen wieder aufnehmen lassen und die Strümpfe dann weitertragen. Strumpfhosen waren noch nicht erfunden.

Die Zeit der umgearbeiteten und gewendeten Kleidungsstücke war vorbei, es gab die schicksten Sachen zu kaufen. Es war jetzt auch nicht mehr notwendig, die Wollkleidung immer wieder aufzuribbeln und neu zu verstricken. Der

„New Look“ kam auf, mit wadenlangen, schwingenden Röcken. Was fanden wir uns mit der ersten Kleidung in der neuen Mode schick!

Die Freude über das neue Geld wurde zusätzlich zum Verlust der Ersparnisse getrübt durch den drohenden Lastenausgleich, der über uns hereinbrach. Die Deutschen, die das Glück hatten Heimat, Haus und Hof zu behalten und auch im Westen ihr Hab und Gut durch den Krieg retten konnten, mussten die Hälfte dieses Vermögens als Lastenausgleich abgeben. Diejenigen, die alles verloren hatten, sollten damit entschädigt werden. Dieses konnte in einer Einmalzahlung mit Nachlass geschehen oder verteilt über einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren.

## Meine Zukunftspläne ändern sich

Im Januar 1948 starb ganz plötzlich mein Vater, er wurde nur 66 Jahre alt. Er war auf Glatteis vor der Fabrik gestürzt und zog sich einen Rippenbruch zu. Dazu kam dann ein Darmverschluss.

**Abb. 62:** (etwa 1948) Kirche in Exter, links am Kirchenschiff ist die angebaute Sakristei zu sehen. Das Grabkreuz im Vordergrund gedenkt der Flak-Besatzung, die beim Einmarsch der Amerikaner 1945 ums Leben kamen.

Die Ärzte und auch der alte Heil waren ratlos und erkannten den Ernst der Lage nicht rechtzeitig. Als Vater endlich ins Krankenhaus gebracht wurde, war es zu spät. Schon der Transport war eine Katastrophe. Ein Krankenwagen war nicht zu bekommen, so wurde der todkranke Mann von einem Bekannten in einem Opel P 4 nach Herford gebracht.

Mein Vater wurde im Betrieb aufgebahrt und in einem schwarzen Leichenwagen mit zwei Pferden mit schwarzen Decken zur Kirche gefahren. Meine Mutter und ich gingen, gefolgt von allen Trauergästen, zu Fuß hinterher. Autos, die den Leichenzug hätten stören können, gab es in jener Zeit kaum.

Innerhalb einer Woche nach dem Tode meines Vaters starb auch der Vater meiner Klassenkameradin Christel Schmiedeskamp aus Exter. Eigenartig war es, dass die Todesursache ebenfalls eine schwere Darmerkrankung war, nämlich Darmverschlingung.

Mit Vaters Tod hatten sich meine Zukunftspläne sehr verändert. Ich war im November gerade sechzehn Jahre alt geworden. Mein Plan, Abitur zu machen, war illusorisch geworden. Da meine Mutter sich nie um den Betrieb gekümmert hatte, musste ich auf dem schnellsten Wege eine kaufmännische Ausbildung hinter mich bringen und in der Firma als Stellvertreterin meiner Mutter mitarbeiten.

### In der „Puddingschule“ in Wöltingerode

So musste ich also 1949 mit der mittleren Reife die Schule verlassen, was mir ziemlich leid tat. Zuerst ging ich dann im Herbst 1949 noch für ein halbes Jahr in eine Landfrauenschule nach Wöltingerode am Harz (bei Vienenburg, zwischen Bad Harzburg und Goslar).

An der traditionsreichen Schule des Raiffensteiner Verbandes, die sich in einem ehemaligen Kloster befand, war der Fortschritt bisher vorbeigegangen. Die Unterkünfte in dem alten Bauwerk waren sehr bescheiden. Wir Unterstufenschülerinnen schliefen jeweils zu viert in einem kärglich möblierten, hohen, zugigen Zimmer. Ein Bad gab es nicht, noch nicht einmal fließendes Wasser. Jede von uns hatte einen Waschtisch mit Schüssel und Wasserkanne.

Kaltes Wasser gab es an einem Kran auf dem Flur, warmes Wasser mussten wir aus einem anderen Gebäudeteil holen. Ein Badezimmer war nur im Wohnteil der Lehrerinnen vorhanden. Um zur Toilette zu kommen, mussten wir ein ganzes Stück den Flur entlang wandern. Unangenehm war es außerdem, dass

um zehn Uhr abends der Strom abgeschaltet wurde und dann das Haus dunkel war. Wir trugen eine „Maidenuniform“, blau-weiß gestreifte Baumwollkleider mit einer weißen Krawatte und dazu weiße Schwesternschürzen.

Jetzt nach der Währungsreform gab es zwar wieder fast alles zu kaufen, aber das Leben war noch recht bescheiden. Im Kochunterricht mussten wir versuchen, mit möglichst wenigen Zutaten etwas möglichst Wohlschmeckendes zu fabrizieren. Wenn es Kochfisch gegeben hatte, wurde das Skelett aus Gräten z. B. noch einmal für eine Fischsuppe ausgekocht.

Wenn allerdings VIP-Besuch da war, wurde das Beste aufgetischt, was in jener Zeit Küche und Keller zu bieten hatten. Die Schule war seinerzeit beliebt bei „Dichtern und Denkern“ (wahrscheinlich des freien Essens wegen), daher war hochstehender Besuch recht häufig. Fräulein Scholz, unsere Kochlehrerin, war dann unter Assistenz der Mädchen, die gerade Küchendienst hatten, ausschließlich darauf konzentriert, dass alles wohl gelinge. Natürlich gab es diese guten Sachen nicht für uns.

Für uns gab es zum Frühstück fünf Gramm Fett, abwechselnd Butter und Margarine, dazu ein Viertel Harzer Käse und ziemlich schlechte Marmelade, auch schon mal aus Kürbis. Abends wurde zum Butterbrot oft „Brombeerblättertee auf chinesische Art“ getrunken. Wir hatten häufig noch Hunger und gingen dann durch den Klostergarten hinüber zu „Brüderchen“, der den Klosterkrug betrieb. Auch ein kleiner Laden gehörte zur Kneipe. Hier kauften wir dann frische Brötchen, etwas Butter und Käse und aßen uns satt. Es war kein Wunder, dass die meisten von uns recht mollig wurden.

Wir aßen in einem Speisesaal an langen Tafeln, immer zehn Mädels und eine Lehrerin an einem Tisch. Damit wir auch das vorschriftsmäßige Servieren lernten, wurde der Reihe nach jeweils eine von uns dazu verdonnert, die anderen zu bedienen. Sonntags war es ganz schlimm, dann standen wir in einer Reihe an der Wand parat, passten mit Luchsaugen auf und reichten jedem die einzelnen Platten und Schüsseln an. Es ist auch vorgekommen, dass bei einem VIP-Gast am Tisch der Direktorin die Sauce versehentlich im Ausschnitt der Dame landete. Das Abservieren war auch eine aufregende Angelegenheit, die Teller (zehn Stück) waren auf dem linken Unterarm aufzutürmen, auf einem Teller in der linken Hand legte man Messer und Gabeln ordentlich ab, alles musste mit der rechten Hand von der richtigen Seite fachmännisch aufgenommen werden. Dabei durfte das Ganze keinesfalls ins Wanken geraten.

Nach den Mahlzeiten hatten einige von uns abzuräumen, die Reste ordentlich zusammenzufüllen und kalt zu stellen, andere mussten spülen und abtrocknen. Besonders das Spülen war eine unbeliebte Aufgabe. Es fielen Unmengen Geschirr an. Gespült wurde in großen eingelassenen Becken, es gab nur kaltes Wasser. Das heiße Wasser musste aus einem benachbarten Gebäude herangetragen werden.

Da war es kein Wunder, dass das Spülwasser nicht allzu häufig gewechselt wurde. Die Hausdame, Fräulein von der Goltz, schüttelte bei ihren Kontrollgängen dann entsetzt den Kopf und tadelte: „Mädels, Ihr spült in konzentrierter Spucke!“ Dass Jahre später Spülmaschinen diese wenig schöne Aufgabe übernehmen würden, hätten wir uns damals noch nicht vorstellen können.

Wir hatten auch andere, wöchentlich wechselnde Arbeiten zu erledigen: Die Tische mussten gedeckt werden, die Wohnräume - bis auf die Zimmer der Lehrkräfte -, Eingangshalle, Treppenhaus usw. saubergemacht werden, selbstverständlich auch unsere eigenen Zimmer. Es gab viele Extraarbeiten, wie Silberputzen, Gardinenwaschen oder ähnliches. Man hatte Dienst in der Waschküche und half jeden Tag über Stunden dort beim Waschen und Bügeln. Manchmal musste man eine Woche lang Fräulein Eisengarten und dem Lehrling im riesengroßen Garten helfen. Selbstverständlich waren auch Hühner und Kaninchen regelmäßig zu versorgen. Die Hauswäsche wurde geflickt und gestopft. Das alles musste neben den täglichen Unterrichtsstunden und den Hausaufgaben bewältigt werden.

Wir hatten Unterricht in allen hauswirtschaftlichen Fächern, wir lernten bei Fräulein „Käseherz“ sogar theoretisch Käse herzustellen. Früher gab es in Wöltingerode eine kleine eigene Molkerei, in der dieses praktisch umgesetzt wurde.

Kulturell wurde auch gelegentlich etwas geboten. Wenn Dichter und Musiker zu Besuch kamen, fanden Konzerte oder Lesungen statt. Wir waren allerdings oft so müde, dass wir dabei einschliefen.

### In der Handelsschule Dr. Kohlhase in Bielefeld

Im Frühjahr 1950 war die Zeit in Wöltingerode vorbei. Ich kehrte nach Haus zurück, wechselte dann gleich nach Bielefeld und besuchte dort für ein halbes Jahr die kaufmännische Handelsschule Dr. Kohlhase, um mich auf meine Tätigkeit in unserer Firma vorzubereiten. Es war eine schöne Zeit. Die Schule war sehr gut, wir waren eine nette Klassengemeinschaft und lernten dort viel.

Mein Kursus hatte nachmittags Unterricht. Für mich war es zeitlich nicht möglich, mit der Kleinbahn von Exter nach Herford und weiter mit dem Zug nach Bielefeld und vor allem abends zurück zu kommen. Daher musste ich ein Zimmer in Bielefeld - an der Siegfriedstraße - bei einer alten Dame mieten und die Woche über dort sein.

Bis zur Schule war es recht nah, die alte Dame war nett, das Zimmer aber sehr einfach. Fließendes Wasser oder gar ein Bad gab es nicht, sondern nur einen Waschtisch mit Schüssel und Wasserkrug, wie schon in Wöltingerode. Eine Schulkameradin hatte ein zweites Zimmer bei der Dame gemietet, das nur durch mein Zimmer zu erreichen war. Dafür gab es den ganzen Sommer neben Schule und Hausaufgaben viel Abwechslung. Kino, Theater, Tanzcafes lockten mich Landpomeranze.

### Mit Riesenschritten kommt die neue Zeit

An den Besuch der Handelsschule schloss sich noch ein halbes Jahr Volontariat in einem Möbelhaus in Herford an. Dieses war allerdings nicht besonders effektiv. Als ich auch diese Zeit hinter mich gebracht hatte, nahm ich dann im Frühjahr 1951 meine Tätigkeit zu Hause im Büro auf.

In den Jahren nach der Währungsreform ging es in Westdeutschland mit Riesenschritten aufwärts. Die Wirtschaft boomte. Die Arbeitszeit wurde kürzer, die Ferien länger, die Löhne stiegen, so dass die Kaufkraft stark zunahm. Es gab so viele neue Errungenschaften, die zum Kaufen reizten.

Fernsehen - allerdings nur erst schwarz-weiß -, Tiefkühltruhen und Waschmaschinen kamen über den großen Teich aus Amerika zu uns. In den Haushalten wurden allmählich auch Kühlschränke selbstverständlich.

Die Industrie kam kaum nach, alles, wonach die Menschen nach den Jahren der Entbehrungen verlangten, zu produzieren. Auch der Export nahm rasant zu. Es gab in Deutschland nicht mehr genügend Arbeitskräfte. Die ersten Gastarbeiter wurden angeheuert und kamen ins Land, ab 1953 machten die Italiener den Anfang, dann folgten die Spanier und Griechen. Später kamen zu Millionen die Türken nach Deutschland.

Wir hatten gleich nach der Währungsreform einen gebrauchten, alten Hanomag erstehen können und waren froh, wieder einen fahrbaren Untersatz zu haben. Bald gab es wieder neue Autos zu kaufen, wir bekamen einen Opel Rekord. Später wurde es dann ein Mercedes, und bei diesem Fabrikat blieben wir.

**Abb. 63:** (1951) Ausflug mit Mutter

Eine Heizung hatten die ersten Nachkriegswagen noch nicht, im Winter wurde es ganz schön kalt im Auto, als Beifahrer wickelte man sich zweckmäßigerweise in eine Decke.

Allmählich nahm der Autoverkehr zu. Man hätte jetzt nicht mehr auf der Straße in aller Ruhe spielen können. In Herford gab es Ampeln - hängende, aber auch auf einem Sockel in der Mitte der Kreuzung stehende „Heuerampeln". Ob die Fahrrichtung freigegeben war, zeigte ein Zeiger in einem grünen Feld an, stand er im roten Feld, war sie gesperrt. Diese Ampeln befanden sich am Lübbertor, am Neuen Markt und an der Kreuzung Hansastraße-Goebenstraße. Fußgängerzonen gab es noch nicht und auch kaum Einbahnstraßen. In der schmalen Lübberstraße fuhren die Autos in beiden Richtungen, wie auch auf der Hämelingerstraße. Nur der Gehrenberg war schon Einbahnstraße.

## In Deutschland gibt es eine neue politische Kultur

Bereits im Herbst 1945 wurden politische Parteien, die seit der Machtergreifung Adolf Hitlers verboten waren, wieder zugelassen. Im Januar 1948 wurde

**Abb. 64:** (um 1920) Belegschaft der Firma Pecher

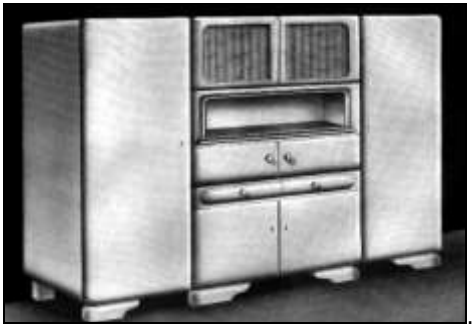
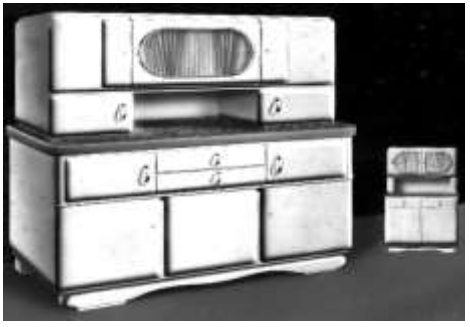


**Abb. 65; 66; 67:**

Küchenmöbel aus dem Programm der Firma Pecher in den 1950er-Jahren. Im Bild rechts unten werden zwei Varianten eines Grundmodells präsentiert.



Konrad Adenauer in Herford zum CDU-Vorsitzenden der britischen Besatzungszone gewählt.

Die sowjetische Besatzungszone kapselte sich immer mehr vom Westen ab. Auf Grund der schlechten Lebensbedingungen und der politischen Verhältnisse versuchten immer mehr Menschen über die „grüne Grenze“ in den Westen zu fliehen. Die Sowjets und ihre deutschen Vasallen errichteten so massive, kaum noch zu überwindende Grenzhindernisse, dass nur noch wenigen die Flucht gelang. Wer dennoch den Versuch wagte und erwischt wurde, bezahlte den kühnen Versuch meistens mit seinem Leben, die Grenzsoldaten schossen auf jeden Flüchtling.

Im Westen machte die politische Entwicklung rasche Fortschritte. Ein neues, demokratisches Grundgesetz wurde ausgearbeitet und im Mai 1949 beschlossen, die Bundesrepublik Deutschland wurde gegründet. Konrad Adenauer gewann die Wahl und wurde der erste Bundeskanzler, Theodor Heuß der erste Bundespräsident des jungen Staates. Als vorläufige Hauptstadt wurde Bonn gewählt, da Berlin eine zwischen den vier Besatzungsmächten aufgeteilte Stadt war und im sowjetisch beherrschten Gebiet lag. Deutschland war wieder ein (relativ) souveräner Staat.

Auf Drängen der Westmächte bekamen wir sogar wieder - gegen erheblichen Widerstand im Volk - eine Armee und wurden 1955 sogar Mitglied in der NATO, dem nordatlantischen Verteidigungspakt.

Am 25. März 1957 wurden in Rom die Gründungsverträge der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der EWG, unterzeichnet. Die Bundesrepublik Deutschland war bereits maßgeblich an dieser ersten europäischen Einigung im kleinen Rahmen, beteiligt. Die EWG entwickelte sich im Laufe der Jahrzehnte zur EU, der Europäischen Union. Dieser Mammut-Völkergemeinschaft gehören bis heute (2008) siebenundzwanzig europäische Staaten an.

## Es geht wieder aufwärts

1957 wurde die neue Halle im Anschluss an die alte Fabrik gebaut. Der ganze Betrieb wurde umgekrempelt. Ein neuer moderner „Alleskönner" ersetzte eine Reihe älterer Maschinen Die guten alten Holzrutschen verschwanden, ein moderner Fahrstuhl wurde eingebaut. Spezialmöbeltransporter holten die Möbel ab und fuhren sie direkt zu den Kunden in allen Teilen Deutschlands. Mit der Bahn wurden nur noch wenige Küchenbüffets verschickt.

**Abb. 68:** (nach 1957) Hallenanbau an der Möbelfabrik Pecher Die bisherigen Gebäude befinden sich davor. Im Hintergrund ist ein Teil der heutigen Straße „Auf dem Pulsfeld“ zu sehen..

Diese wurden mit LKWs zum Bahnhof nach Herford gebracht, der kleine Güterbahnhof in Exter war schon vor Jahren geschlossen worden.

Eines Tages ruhten die Bauarbeiten plötzlich, die Arbeiter standen zusammen und diskutierten. Beim Ausbaggern des Untergrundes war man auf ein Skelett gestoßen. Die Polizei wurde alarmiert, dann musste unser Dorfarzt Dr. Berns-

dorf zur Begutachtung des Knochenfundes anrücken. Inzwischen machten schon wilde Gerüchte die Runde. 1945 bei Kriegsende sollte angeblich ein junges Mädchen verschwunden und nie wieder aufgetaucht sein.

Als Dr. Bernsdorf ankam, legte sich die Aufregung schnell. Er stellte lakonisch auf den ersten Blick fest, daß es sich nicht um ein menschliches Skelett sondern um die Knochen einer Ziege handeln würde. Dr. Bernsdorf und der Polizist zogen wieder ab, die Arbeiten konnten weitergehen.

1959 feierten wir dann im Waldrestaurant „Loose" das 100jährige Firmenjubiläum. Selbstverständlich waren alle Mitarbeiter mit ihren Frauen vertreten und auch viele unserer Vertreter, die im ganzen Bundesgebiet die „Pecher-Küchen" an die Möbelgeschäfte verkauften, waren mit ihren Frauen gekommen. Es war ein schönes Fest und der Anlass war wirklich ein Grund zum Feiern.

Doch zurück zum Hallenbau von 1957. Mit dem ausgebaggerten Boden wurde unser Vorgarten angefüllt und verbreitert. Wir ließen eine Mauer aus Wesersandsteinen an der Straße und zur Wiese errichten und den ganzen Garten umgestalten, so dass er wesentlich pflegeleichter wurde. Die vielen fleißigen Hände, die zur Pflege der bisherigen Gartenanlage nötig waren, gab es einfach nicht mehr.

Wir bekamen jetzt eine Rasenfläche, die von einigen Rabatten und einer Hecke aus Blütensträuchern eingefasst war. Bisher musste der Rasen mit einem einfachen kleinen Walzenmäher kurz gehalten werden, der mühsam per Hand geschoben wurde. Jetzt kamen die ersten Motorrasenmäher auf den Markt. Wir kauften eines der ersten dieser die Gartenpflege wesentlich erleichternden Geräte.

Auf der „Pecherei“ wurde es allmählich leerer. Fräulein Grebe verließ Exter bald nach dem Krieg und kehrte zurück nach Gelsenkirchen. In den 1950er Jahren wurden wieder Wohnhäuser gebaut, am Solterberg entstand eine ganz neue Siedlung mit vielen Häusern. Dort bekam Familie Schäfer aus Breslau eine Wohnung, da es jetzt mit den größeren Kindern bei uns doch zu eng wurde. Es dauerte aber nur wenige Jahre, dann wanderten Schäfers nach Kanada aus. Tante Mile Grotegut bekam eines der frei gewordenen Zimmer als Schlafzimmer, da es drüben im alten Haus auch viel zu wenig Platz gab.

Schäfers aus Ostpreußen, die noch eine Mansarde bei uns im Haus bewohnten, brauchten dringend die beiden Zimmer im Obergeschoß des alten Hauses, da Elfie heiratete und sie jetzt zu viert waren.

**Abb. 69:** (1936) Waldrestaurant Loose am Salzufler Stadtwald, hier feierte die Belegschaft der Firma Pecher das 100jährige Firmenjubiläum.

Gegen Ende der 50er Jahre kauften Tante Mile mit ihrem Sohn und dessen Familie und auch Schäfers beide ein Grundstück in der jetzt schon vergrößerten Siedlung am Solterberg und bauten eigene Häuser.

Die Wohnraumbewirtschaftung war zwar sehr gelockert, aber immer noch nicht aufgehoben worden. Daher zog jetzt eine junge Familie aus der Nachbarschaft nach ihrer Hochzeit bei uns ein. Als dann die kleine Tochter geboren wurde, war es für die junge Familie auch zu eng und sie mieteten in Herford eine größere Wohnung.

Danach kam eine pensionierte Hauswirtschaftslehrerin zu uns, die sich in den beiden Mansarden gemütlich einrichtete. Leider wurde sie nach einiger Zeit schwer krank und starb. Jetzt waren meine Mutter und ich allein in dem großen Haus.

Wir hatten auch keine Hausangestellten mehr. In den Zeiten des Wirtschaftswunders war es sehr schwierig geworden, Mädchen zu finden, die noch im Haushalt arbeiten wollten, alle drängten in die Industrie. Viele junge Frauen fuhren auch lieber nach Bad Salzuflen, um für einige Stunden in den Pensionen oder Kurheimen zu arbeiten und dann wieder nach Hause zu fahren.

Einige Male hatten wir junge Mädchen, die aber nur für ein Jahr bleiben wollten, um den Haushalt zu lernen, mit einigen anderen erlebten wir Reinfälle.

**Man kann wieder reisen, aber noch nicht so komfortabel wie heute!**

Man konnte wieder reisen! Nach den Kriegs- und den ersten schwierigen Nachkriegsjahren war dies wunderbar. Es gab so viele Städte und Länder, die mich reizten, sie kennenzulernen.

Seit ich im Büro mitarbeitete, machte ich häufig Geschäftsreisen. Ich besuchte gemeinsam mit unseren Vertretern Kunden, meist dann, wenn die Geschäfte mal nicht gut liefen und wir Aufträge brauchten. Das machte mir immer sehr viel Spaß.

Das Eisenbahnfahren war noch nicht so bequem wie heute. Die Züge fuhren viel langsamer, sie waren auch längst nicht so komfortabel. Es gab Personen-, Eil- und D-Züge. Sie wurden mit Kohle beheizt. Dieselloks gab es erst später und die Elektrifizierung der Bahnstrecken ließ noch sehr lange auf sich warten. Das Zugfahren war daher eine recht staubige Angelegenheit. Man kam am Ziel meist schon etwas angeschmutzt an. Die Personenzüge im Nahverkehr - die Bummelzüge - die vor dem Krieg und in den ersten Nachkriegsjahren fuhren, sahen noch sehr vorsintflutlich aus. Jedes Abteil, in dem man zu acht Fahrgästen auf Holzbänken saß, hatte eine eigene Tür zum Ein- und Aussteigen.

Acht Sitzplätze pro Abteil hatten auch die Eil- und D-Züge. Es gab drei Klassen in den Zügen zu unterschiedlichen Fahrpreisen. Vor dem Krieg existierte noch eine ganz einfache 4. Klasse mit wenigen Sitzplätzen, aber viel Platz für Gepäck. Über lange Jahre fuhr der sparsame Normalbürger in der 3. Klasse, in der man nicht sehr bequem mit sieben Mitreisenden ebenfalls auf Holzbänken saß. Die 2. Klasse hatte gepolsterte Sitze, die 1. Klasse war recht komfortabel.

Die ersten Reisen nach der Währungsreform waren noch ziemlich bescheiden, man konnte aber schon über Deutschlands Grenzen hinausfahren. Die Ansprüche an den Komfort während der Reise und in den Hotels waren nicht sehr hoch.

Hotels, die Zimmer mit eigenem Bad und WC hatten, waren noch dünn gesät. Sie waren sehr teuer und für den normalen Reisenden unerschwinglich. Der Durchschnittsurlauber wohnte in Pensionen oder Hotels, in denen das Vollbad im Waschbecken stattfand und man über den Flur zum „stillen Örtchen“ wanderte. Es gab in den ersten Jahren auch durchaus noch einfache Häuser, in de-

nen anstelle eines Waschbeckens ein Waschtisch mit Schüssel und Wasserkanne zu finden war.

Bei der Anreise durfte man ebenfalls nicht zu große Ansprüche stellen. Ich denke an eine Bahnreise 1953 nach Jugoslawien, auf der wir zu acht Personen eine Nacht und fast einen ganzen Tag eng gequetscht - natürlich in der Holzklasse - im Abteil saßen. Aber was war das schon gegenüber dem beglückenden Gefühl, frei zu sein und die Welt kennen lernen zu können. Wie viel komfortabler waren dann schon - wenige Jahre später - Bahnreisen auf dünn gepolsterten, harten Liegewagenpritschen zu sechst im Abteil.

Meine erste Auslandsreise führte mich 1952 mit einem Bus an die Côte d'Azur. Wir übernachteten in Zelten und hatten einen Anhänger mit einer Küche dabei. Auf der für seinerzeitige Verhältnisse langen Anreise (ohne Autobahnen) übernachteten wir einige Male und mussten jeweils abends und morgens auf Wiesen unsere Zelte auf und wieder abbauen. Frühstück und Abendessen bereitete eine mitreisende Betreuerin in unserer Küche zu, mittags hielten wir an einem schönen Plätzchen an. Hier wurde unser Mittagsmahl gekocht. Alle bekamen eine Aufgabe zugeteilt, anschließend wurde das Geschirr an einem Bach oder See gespült.

Am Mittelmeer schlugen wir bei Nizza auf einem einfachen Campingplatz unsere Zelte auf. Es war ein unvergesslicher, schöner Urlaub.

Eine weitere Reise führte mich 1954 per Bus von Holland aus bis Marseille und weiter mit dem Schiff bis Algier. Die Busse hatten in jenen Jahren weder eine Bordküche noch ein WC. Bei den kurzen unvermeidlichen Pausen unterwegs hieß es ganz einfach „Damen rechts, Herren links". Auf der ganzen weiten Fahrt quer durch Belgien und Frankreich gab es noch keine Autobahn und daher auch keine Raststätten.

Flugreisen waren noch nicht weit verbreitet. Das Fliegen war teuer, Charterflugangebote kamen erst nach und nach auf den Markt. Anfang der 60er Jahre nahmen die ersten Düsenflugzeuge, die Jets, den Flugbetrieb auf. Vorher wurden alle Strecken, auch die entferntesten, mit Propellermaschinen zurückgelegt. Die Flüge dauerten natürlich viel länger als heute.

# Auch die letzten Jahrzehnte sind bereits Vergangenheit

**Abb. 70:** (1951) Der Turm unserer Dorfkirche steht noch, das Kirchenschiff ist abgebrochen und das Gelände wird für den Neubau vorbereitet.

## In Exter blieb die Zeit nicht stehen

In Exter änderte sich im Verlauf der Jahre allerlei. Es entstanden neue Wohngebiete. Zuerst wurden am Solterberg die Häuser an den Straßen, die später Blumennamen erhielten, errichtet. Die Häuser wurden von einer Genossenschaft geplant und mussten einheitlich gebaut werden, ohne Badezimmer, aber dafür mit angebautem Stall.

In späteren Jahren wurden sie aber überwiegend umgebaut und modernisiert. Dann folgte die Siedlung „Rote Erde", später im Dorfzentrum das Viertel „Auf der Linde". Viele neue Häuser entstanden im „Mühlenhof-Viertel", und zuletzt ließen sich viele Familien auf dem Gelände neben dem Edeka-Markt Wilke nieder, hier in der Johanne-Stelzer-Straße werden gelegentlich jetzt noch neue Häuser gebaut. Viele Familien zogen neu in unser Dorf. Die Einwohnerzahl stieg weiter an. 1969 wurde Exter Stadtteil von Vlotho.

Bis dahin genügten als Adresse nur Hausnummern; es reichte, wenn auf den Briefen als Anschrift ganz einfach nur „Exter Nr. 30" stand, die Postsendungen kamen an. Durch die neuen Siedlungsgebiete wurde es dann nötig, Straßennamen einzuführen. Das geschah 1971.

Unsere alte Kirche aus dem Jahre 1666 war recht baufällig geworden und wurde 1951 neu gebaut. Nur der Turm mit der eingelassenen Tafel mit dem Wappen des Großen Kurfürsten und der Jahreszahl 1666 blieb erhalten. 1959 wurde unsere Dorfkirche dann die erste evangelische Autobahnkirche in Deutschland.

1948 verließ Pastor Bültemeier Exter und übernahm eine Pfarrstelle in Gladbeck. Der Abschied von meiner Freundin Elisabeth fiel mir schwer. Elisabeths jüngerer Bruder Martin war schon vorher an einem Gehirntumor erkrankt. Er kam noch vor dem Umzug ins Gladbecker Krankenhaus und starb leider bald.

Anstelle von Pastor Bültemeier kam Pastor Gröne nach Exter und blieb lange Jahre - bis 1974 - Pfarrer in Exter. Dann trat Pastor Holtkamp seine Nachfolge an und blieb hier bis zu seiner Pensionierung. Jetzt haben wir mit Pastor Ralf Steiner einen sehr modernen und beliebten Pfarrer in Exter.

Da durch den Zustrom der Heimatvertriebenen auch viele Katholiken nach Exter gekommen waren, wurde zuerst an der Dornberger Heide eine kleine katholische Barackenkirche gebaut und 1978 eine richtige Kirche an der Solterbergstraße.

**Abb. 71:** (o. J. - oben): Pastor Ulrich Holtkamp 1974 - 2001

**Abb. 72:** (1973 - rechts) Pastor Wilhelm Gröne (li.) und Posaunenchorleiter Theodor Göhner (re.)

**Abb. 73:** (o. J. - unten) Kath. Behelfskirche in der Dornberger Heide

**Abb. 74:** (um 1965) Exter aus der Vogelperspektive

Die Kleinbahn stellte 1962 ihren Betrieb ein, danach verkehrten Busse zwischen Herford, Exter und Vlotho. Schon vorher hatte das Busunternehmen Pieper eine Buslinie von Herford nach Exter eingerichtet. Die Busse fuhren von Herford über Schwarzenmoor nach Exter und über den Wittel und die Mindener Straße wieder nach Herford. Als das EMR dann die Kleinbahnlinie durch Busse ersetzte, wurde der Busverkehr der Firma Pieper eingestellt.

In Exter wurde auch eine neue Schule erbaut, die 1964 fertig war. Das moderne, große Schulgebäude wurde im Zentrum am Sportplatz auf der ehemaligen Kleinbahntrasse errichtet. Für den Kochunterricht gab es auch eine Lehrküche, geliefert von der Firma Pecher. Anschließend an die Schule entstand eine große, schöne Turnhalle.

Nach einer Schulreform einige Jahre später blieben nur noch die ersten vier Jahrgänge hier. Die älteren Schüler, die nicht zu einer weiterführenden Schule wechselten, wurden mit Schulbussen zur Hauptschule nach Vlotho transportiert. Die alte Bezeichnung „Volksschule“ gab es nicht mehr.

**Abb. 75:** (um 1960 oben) Heute befinden sich hier Sportplatz und Grundschule. Links am Bildrand Dr. Bernsdorf, hinter der Kleinbahn Haus Wilke, Bildmitte Haus Hoppensack (heute Hempelmann) an der heutigen Detmolder Straße, rechts daneben Pörtner, später Volkmann. Im Vordergrund Teilnehmer an einem Turnier des Reit- und Fahrvereins auf dem Gelände.

**Abb. 76**: (um 1965 unten) Der Sportplatz entsteht, rechts die Turnhalle der Schule, [links daneben Häuser Kuhlmann, Wilke, Dr. Ellermann, Hotel Ellermann, Friseur Helmich (Kenneweg) v.r.n.l.]

Die Kirchengemeinde kaufte die alte Schule und baute sie als Gemeindehaus aus. Das kleinere Schulgebäude direkt am Friedhof, in dem ich meine ersten beiden Schuljahre verbracht hatte, wurde abgerissen. Auch das kleine, weiß getünchte Spritzenhaus neben dem Friedhof an der Autobahnauffahrt unter den hohen Eichen, in dem einst die Handspritze der Feuerwehr ihren Platz hatte, aber auch gelegentlich Diebe und andere Bösewichter erst einmal eingesperrt wurden, musste dem Fortschritt weichen.

Da die Zahl der Dorfbewohner stark angestiegen war, richtete Dr. Ellermann eine Zahnarztpraxis ein, auch ein praktischer Arzt ließ sich nach Kriegsende in Exter nieder. Nachdem Frau Dr. Dorr später wieder nach Herford gezogen war, kam Dr. Bernsdorff ins Dorf und blieb viele Jahre, bis er sich zur Ruhe setzte. Bis heute haben wir noch einen Arzt und einen Zahnarzt im Ort.

Vor dem Krieg gab es in Exter fünf Möbelfabriken (Deppendorf, Droste, Hagemeier, Pecher und Rose), heute existiert von diesen keine einzige mehr. Nur die Firma Rudolf Nitsche, die 1991 die Gebäude der Pecherschen Fabrik gekauft hatte, produziert noch Möbel. Im Industriegebiet am Solterberg hat sich jedoch eine ganze Zahl von Betrieben mit den unterschiedlichsten Fabrikationsprogrammen neu angesiedelt, darunter auch ein Polstermöbelhersteller.

Die Lebensmittelgeschäfte, in denen wir früher kauften, verschwanden, heute gibt es nur noch den Edeka-Markt Wilke nahe der Johanne-Stelzer-Straße.

**Abb. 77:** (Um 1980) Der frühere EDEKA aktiv-Markt Wilke neben der Tankstelle Kuhlmann.

**Abb. 78:** (um 1920 oben) - „Geschäftshaus von Gust. Pottharst“ mit der Poststelle, auf einer alten Postkarte

**Abb. 79:** (etwa 1980 unten) - Postfiliale Exter (Standort zum obigen Bild nach links anschließend)

Einst, als noch viel weniger Autos fuhren als heute, konnte man in Exter an zwei Tankstellen tanken. Die Texaco-Tankstelle, die dort stand, wo sich jetzt der Wilkesche Markt befindet, existiert schon lange nicht mehr. Die Firma Rau, die einst die Tankstelle betrieb, besitzt stattdessen auf der anderen Straßenseite ein Seat-Autohaus und eine frequentierte Werkstatt. Die Shell-Tankstelle von Kuhlmanns ist noch in Betrieb, allerdings hat diese – genau wie das Haus - den Besitzer gewechselt. Das Haushaltswarengeschäft und den Heizungs- und Sanitärbetrieb gibt es nicht mehr.

Das Pottharstsche Textilgeschäft hat vor einigen Jahren geschlossen, stattdessen befindet sich dort heute eine Schlecker-Filiale.

In einem kleinen Anbau am Pottharstschen Textilgeschäft war die Post untergebracht, die viele, viele Jahre von Fritz Pottharst allein verwaltet wurde. Später befand sich die Postniederlassung in einem von Pottharst erbauten Haus nebenan. Im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen wurde die selbständige Extersche Postfiliale geschlossen.

Die Postgeschäfte wurden nun im Wilkeschen Markt in einem abgetrennten Vorraum von Angestellten der Firma Wilke erledigt, bis vor einiger Zeit die Post auch diese Agentur schloss. Jetzt müssen die Exteraner ihre Postangelegenheiten in Vlotho erledigen, wo aber das Postamt ebenfalls in eine kleine Agentur, eine Buchhandlung, verlagert wurde.

Die Kreissparkasse Herford richtete in Exter eine kleine Niederlassung ein, in der Postfiliale bei Pottharst. Fritz Pottharst erledigte die Bankgeschäfte nebenbei am Postschalter. Später errichtete die Sparkasse auf der Wiese gegenüber von Kuhlmanns Tankstelle eine sehr viel geräumigere Holzbaracke, bis dann an der Kreuzung im Zentrum der heutige moderne Sparkassenbau entstand.

Gegenüber vom Gasthof Ellermann, dort wo sich einst eine kleine Wiese befand und Dr. Bernsdorfs Pferde weideten, erbaute die Spar- und Darlehnskasse - heute Volksbank – ebenfalls eine Bankfiliale.

In dem neuen Wohn- und Geschäftshaus an der Hauptkreuzung eröffnete dann auch noch die Stadtsparkasse Vlotho eine Filiale. Diese wurde aber nach der Fusion der Sparkassen wieder geschlossen. Wir hatten in Exter vorübergehend unsere eigene kleine Wallstreet!

In diesem Gebäudekomplex etablierte sich auch eine dringend benötigte Apotheke, die Rosen-Apotheke.

**Abb. 80:** (April 2000 - oben) Hier an der Detmolder Straße hatte die ehemalige Kreissparkasse Herford ihre Niederlassung in Exter

**Abb. 81**: (um 1975 - unten) Kreuzung Detmolder Straße/Solterbergstraße/Herforder Straße, erste Bauphase mit Wohn- und Geschäftshaus sowie Sparkasse Vlotho, das Objekt wurde später erweitert durch einen Anbau nach links sowie nach hinten in Richtung Sportplatz. Zur Einweihung spielte der Posaunenchor Exter auf.

Nach heftigen Diskussionen und Protesten wurden auch in Exter mehrere Windräder errichtet. Ohne die Proteste wären es allerdings wesentlich mehr geworden. Ein ganzer Kranz dieser hässlichen „Windmühlen“ würde sich dann auf den Anhöhen rund um Exter drehen und die Schönheit unserer Landschaft doch ziemlich beeinträchtigen.

## Ein Kaleidoskop der letzten Jahrzehnte.

Dieser Rückblick soll keinem Anspruch auf Vollständigkeit genügen, er gibt nur einzelne Ereignisse wieder, die mir gerade einfallen. Wie rasend schnell änderten sich die Lebensumstände seit den Jahren meiner Kindheit!

Unsere Vorfahren hätten große Probleme gehabt sich in dieser neuen Welt zurechtzufinden. Vieles von dem, was in Rundfunk und Fernsehen zu hören und zu sehen und in den Zeitungen zu lesen ist, hätten sie nicht mehr verstanden. Unsere Sprache verändert sich, „neudeutsch“ ist „in“. Viele, besonders technische Artikel, bekommen englische Bezeichnungen. Ständig tauchen neue englische Ausdrücke für Tätigkeiten oder Dinge auf, für die es ohne Probleme deutsche Bezeichnungen geben würde.

Die Meldungen über neue Erfindungen überschlugen sich. Raumschiffe wurden ins Weltall geschossen, die Amerikaner landeten auf dem Mond, eine ständige Station wurde im Weltraum eingerichtet, in der sich ohne Unterbrechung Astronauten aufhalten. Eine große Zahl von Satelliten zieht ihre Bahn durch das Weltall, sie übertragen Telefongespräche, Fernsehprogramme, dienen Spionagezwecken usw.

Die Autos wurden immer größer und schneller, die Menschen reisen per Flugzeug in alle Welt.

Ein dicker Wermutstropfen trübt allerdings das Vergnügen am Autofahren. Der Verkehr nimmt immer mehr zu. Die LKWs rollen wie ein durchgehender Güterzug über die Autobahnen. Staus und Unfälle sind die Folge. Baustellen behindern den Verkehr. Unsere A2 wird anstatt von täglich 35.000 Fahrzeugen vor 20 Jahren heute von 70.000, manche Quellen gehen schon von 100.000 Autos aus, pro Tag frequentiert. Die Lärmbelastung wird für uns Anwohner immer unerträglicher.

Nach der Öffnung der Grenzen nach Osten kommt ein Großteil der LKWs aus den Ländern des ehemaligen Ostblocks. Im Volksmund wird die A2 daher auch „Warschauer Allee“ genannt.

Der Geldbeutel wird durch explodierende Benzinpreise immer mehr strapaziert. Bis zum Jahre 2008 - in dem ich diese Erinnerungen aufschreibe - ist er auf Rekordhöhen von annähernd 1,50 Euro geklettert.

Ungefähr ab 1960 wurden immer mehr Heizungen von der arbeitsaufwendigen und staubigen Koksheizung auf die Befeuerung mit Öl umgestellt. Das war damals eine feine Sache. Man brauchte nicht ständig Koks nachzufüllen und den Heizkessel morgens von Asche und Schlacken zu reinigen. Das Öl wurde automatisch zugeführt, bis der Tank leer war. Damals war der Ölpreis sehr niedrig, 100 Liter kosteten ungefähr acht bis neun DM, heute ist er auf seinerzeit nicht vorstellbare Höhen gestiegen, zur Zeit (Juni 2008) sind es mehr als 90 Euro (etwa 180 DM).

Der technische Fortschritt hat einen Pferdefuß, durch den enorm angewachsenen Kohlendioxyd-Ausstoß bahnt sich ein Klimawandel an. Die durchschnittlichen Temperaturen erhöhen sich. Das Eis an den Polen schmilzt in rasantem Tempo ab, der Meeresspiegel wird dadurch ansteigen. Ganze, tiefer gelegene Küstenlandschaften drohen deswegen im Meer zu versinken.

Schwere Naturkatastrophen wie Erdbeben, Stürme und Überschwemmungen nehmen in beängstigendem Ausmaß zu. So richtete am 18. Januar 2007 der Sturm Kyrill schwere Verwüstungen in Deutschland an. Er verursachte Schäden von vielen Millionen Euro und zerstörte ganze Waldgebiete.

Um diese Entwicklung zu stoppen oder zumindest abzumildern, wird versucht, den Kohlendioxyd-Ausstoß zu vermindern. Die Entwicklung alternativer Energien wird gefördert. Überall im Land entstehen Windkraftanlagen. Die Windräder sind allerdings sehr umstritten, die Gegner befürchten eine „Verspargelung“ der Landschaft.

Vor der Nordseeküste werden im Meer riesige „Off-Shore-Anlagen“ gebaut, die den hier stets zuverlässig wehenden Wind ausnutzen sollen.

Auf immer mehr Dächern werden Sonnenkollektoren installiert, die durch die Kraft der Sonneneinstrahlung das Brauchwasser in den Häusern und den Heizungsanlagen erhitzen. Die Hersteller dieser Anlagen haben Hochkonjunktur.

Der Computer wurde erfunden, zuerst ein zimmergroßes Ungetüm, später ein handliches Gerät für Jedermann, heute kann man ihn als Laptop in Taschengröße überall hin mitnehmen.

Das Internet eroberte in Windeseile die Büros. Als zuerst von der „Datenautobahn“ die Rede war, klang dies etwas exotisch; heute ist es selbstverständlich, dass man sich per Mausklick Wissenswertes, Nachrichten, Briefe - die E-mails - auf den Monitor holen kann.

Vor dem Krieg hatten außer Firmen nur wenige Privatpersonen ein Telefon. Heute gibt es kaum jemanden, der nicht sein Mobiltelefon, sein „Handy“ mit sich trägt und ständig erreichbar ist. Auch bei den Schulkindern gehört es zur Standardausrüstung.

Die ersten mobilen Telefone gab es 1983, es waren große, unförmige Kästen, nicht mit den kleinen modernen Geräten vergleichbar. Mit den modernen Handys kann man fotografieren und die Bilder gleich auf ein Handy des Empfängers schicken. Auch im Internet kann man mit diesen Telefonen surfen.

Das Fotografieren geschieht heute außer mit dem Handy mit einer Digitalkamera, ganz ohne die früher erforderlichen Filme. Die Bilder können per Computer bearbeitet und ausgedruckt werden.

Das Fernsehen, das in den 50er Jahren aufkam - zuerst nur schwarzweiß, dann einige Jahre später auch in Farbe - fehlt inzwischen in fast keinem Haus, meistens gibt es sogar mehrere Geräte. Die Programme werden heute über Satelliten ausgestrahlt, mit einer „Schüssel“ kann man unzählige Sender aus aller Welt empfangen.

Beim Autofahren wird man von einem „Navi“, einem Navigationsgerät, geleitet, das den Fahrer genau zu der gewünschten Adresse führt und bei Staus eine Umleitung empfiehlt.

# Die politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte.

## Ein kleiner Rückblick

Die ersten Jahrzehnte nach dem Neuanfang nach Kriegsende waren trotz des einsetzenden Wirtschaftswunders schwierig.

Die Folgen des von Hitler angezettelten Krieges waren für Deutschland sehr hart. Im Osten gingen alle Gebiete östlich von Oder und Neiße endgültig verloren, Ostpreußen wurde unter Russen und Polen aufgeteilt, die Polen bekamen auch andere Gebiete, darunter Pommern und Schlesien. Dafür musste Polen weite Gebiete im Osten des Landes an die Sowjetunion abtreten.

Den Rest Deutschlands teilten die Alliierten in vier Besatzungszonen auf, der Osten wurde die russische Besatzungszone und entwickelte sich zum treuen Vasallen der Sowjetunion. Die Abkapselung vom Westen wurde immer größer.

Die Engländer bekamen Norddeutschland, die Amerikaner den Süden als Besatzungszonen, die Franzosen erhielten den Südwesten Deutschlands als „ihre" Zone. Berlin wurde unter den vier Siegermächten aufgeteilt. Die drei westlichen Zonen wuchsen im Laufe der nächsten Jahre immer dichter zusammen.

Fast die ganze Welt war in zwei Machtblöcke aufgeteilt, auf der einen Seite der Westen mit Amerika als „Leitmacht", auf der anderen Seite die kommunistische Sowjetunion mit ihren Vasallenstaaten. Durch Revolutionen, Befreiungskriege und militärische Aktionen gerieten viele Länder unter die sowjetische Oberherrschaft.

Dies versuchten die USA mit allen Mitteln, mit Druck, Waffenlieferungen und finanzieller Unterstützung zu verhindern. Häufig wurden dabei aber die falsche Politik und die falschen Regierungen gestärkt. Die Folge waren Kriege und Aufstände in vielen Teilen der Welt.

Nach dem Ende des Krieges wurde zwar ein neuer Völkerbund, die UNO gegründet, die allerlei Konflikte lösen oder wenigstens entschärfen konnte, aber durch das Vetorecht der fünf ständigen Mitglieder im Sicherheitsrat wurden viele Beschlüsse blockiert.

Lange Jahre hindurch quälte uns die Sorge um den Kalten Krieg. Das Wettrüsten zwischen Amerikanern und Russen wurde immer bedrohlicher. Wir hatten oft Angst, dass ein Funke das Pulverfass zur Explosion bringen könnte.

Ganz in unserer Nähe, in Bünde, hatten die Sowjets eine sogenannte Militärmission, notgedrungen akzeptiert von den Amerikanern und Engländern. Die sowjetischen Offiziere versuchten alles, was von Interesse war, zu erkunden und nach Moskau zu übermitteln. Das Misstrauen der Engländer war berechtigterweise sehr stark: wenn die Sowjets in ihren Autos durch die Gegend fuhren, wurden sie beschattet. Die englische Militärpolizei fuhr sogar hinterher, wenn die Autos der Sowjets - sie hatten Opelfahrzeuge - in die Werkstatt mussten. Bis die Militärmission aufgelöst wurde, dauerte es Jahre.

Die Lage eskalierte dermaßen, dass die Sowjets im Juni 1948 die Transitwege für die Westmächte, die einen freien Zugang zu ihren Sektoren in Berlin hatten, sperrten. Das war der Beginn einer knapp einjährigen Blockade. Die Alliierten ließen sich jedoch nicht aus Berlin vertreiben. Sie versorgten während der ganzen langen Zeit die Stadt mit allem Lebensnotwendigen durch die Luft. Die Luftbrücke war eine gewaltige logistische Herausforderung. Tag und Nacht brachten die „Rosinenbomber“ ihre wichtige Fracht in die geteilte Stadt. Rund 200.000 Flüge waren es insgesamt. Im Mai 1949 stellten die Sowjets die Blockade wieder ein.

Am 17. Juni 1953 brach in Ost-Berlin ein Aufstand aus. Zuerst rebellierten die Arbeiter gegen die Anhebung der ohnehin hohen Arbeitsnormen. Daraus entwickelte sich ein allgemeiner Aufstand, der aber von in die Menge schießenden Volkspolizisten und russischen Soldaten, die in Panzern über den Potsdamer Platz rollten, schnell niedergewalzt wurde. Es gab Tote und viele Verwundete.

Den Menschen im Westen ging es immer besser. Im sowjetisch besetzten Osten Deutschlands kam zur Unfreiheit unter einem kommunistischen Regime die zunehmend schlechter werdende Versorgungslage, an der auch großartig verkündete Mehrjahrespläne nichts änderten. Immer mehr Bewohner der DDR - der „Deutschen Demokratischen Republik“, wie sie sich nannte - flüchteten in den Westen. Dem wollte die kommunistische SED-Regierung einen Riegel vorschieben und begann am 13. August 1961 damit, quer durch Berlin eine Mauer zu bauen, die so hoch gebaut und gesichert wurde, dass es so gut wie unmöglich war, sie zu überwinden. Die Grenzsoldaten schossen kaltblütig auf jeden, der es dennoch versuchte und entdeckt wurde. Im Laufe der Jahre verloren allein in Berlin 136 Menschen ihr Leben bei dem Versuch trotzdem die Flucht zu wagen.

Nach und nach wurde quer durch Deutschland an der deutsch-deutschen Grenze ein unüberwindbarer Grenzzaun erbaut. Die Bewohner der DDR saßen

jetzt endgültig in einem Gefängnis. Offiziell in den Westen auszuwandern war unmöglich, eine Erlaubnis für eine Besuchsreise nach Westdeutschland oder nach West-Berlin zu erhalten war sehr, sehr schwierig und nur in Ausnahmesituationen möglich.

Die Bedrohung durch die Sowjets ließ erst Ende der 80er Jahre nach, als Gorbatschow sowjetischer Präsident war. Damals reformierte Gorbatschow radikal das sowjetische Staats- und Wirtschaftssystem. Er tolerierte die Demokratisierung des Ostblocks und förderte die deutsche Wiedervereinigung. Dies war der Anfang der Auflösung der Sowjetunion. Die Angst vor den Sowjets und einem Krieg schwand. Der ganze Ostblock brach auseinander, die kommunistischen Satellitenstaaten lösten sich von der Sowjetunion. Das riesige Sowjet-Reich zerfiel in viele Nationalstaaten.

## So war die Entwicklung in Deutschland

Nach den Nachkriegsjahren, in denen die Sorge um das tägliche Brot und die Wiederherstellung normaler, menschenwürdiger Lebensbedingungen alles andere überlagert hatte, wurden auch unterschiedliche politische Ansichten und Streitereien wieder wichtig für die Menschen.

Die jungen Menschen waren selbstbewusst geworden und vertraten ihre Meinungen und Ansichten energisch. Sie wollten die Welt nach ihren Vorstellungen verändern und in ihren Augen verbessern. An den Universitäten gab es 1968 Studentenunruhen.

Für einige Jahre verbreitete die RAF, die Rote-Armee-Fraktion, mit ihren Morden und Terroranschlägen Angst und Schrecken. Es handelte sich überwiegend um Söhne und Töchter aus wohlhabenden, gebildeten Familien, die auf diese Weise gegen das Establishment rebellierten.

Das herausragende Ereignis der jüngsten Vergangenheit in Deutschland ist die Wiedervereinigung. Die DDR-Regierung von Moskaus Gnaden musste aufgeben. 1989 fiel die Mauer. Die Menschen aus dem Ostteil unseres Vaterlandes konnten plötzlich wieder ungehindert in den Westen fahren ohne Strafen befürchten zu müssen. Schon am nächsten Morgen nach dem Mauerfall fuhren auch bei uns die ersten „Trabis“ mit fröhlichen Menschen auf der Autobahn gen Westen. Es war ein rührender Anblick!

Am 3. Oktober 1990 fand dann die politische Wiedervereinigung statt. Am 20. Juni 1991 wurde Berlin wieder zur deutschen Hauptstadt gewählt. 1999/2000 zogen die Regierungsbehörden um.

Die Lebensbedingungen in Westdeutschland und dem ehemaligen Ostdeutschland einander anzugleichen, erwies sich jedoch als ein großes Problem, das bis heute nicht bewältigt ist.

Im Westen boomte die Wirtschaft, in Deutschland fehlten Arbeitskräfte. Der wachsende Wohlstand lockte Menschen aus aller Welt an, die als Flüchtlinge davon profitieren wollten.

Aus der Sowjetunion, kehrten viele Nachkommen einstmals deutscher Siedler nach Deutschland zurück und wurden in unsere Gesellschaft eingebürgert. Bei uns in Ostwestfalen haben sich ebenfalls viele Russlanddeutsche niedergelassen. Auch aus Polen kamen viele Aussiedler in den Westen.

Allmählich verblasste der Glanz des Wirtschaftswunders. Auf die fetten Jahre folgten nun die mageren Jahre. Die deutschen Industrieerzeugnisse wurden in der Produktion immer teurer und litten unter der ausländischen Konkurrenz. Immer mehr Automaten erledigten die Arbeit der Menschen, die „freigesetzt" wurden, damit Kosten gespart werden konnten. Auch die Rohstoffkosten kletterten und die bei uns herrschenden hohen Industriestandards verteuerten die Produktion weiter. Importe waren billiger von dort, wo nicht in Arbeitsschutzmaßnahmen investiert wurde und Qualitätsansprüche an Rohstoffe vernachlässigt wurden.

Die Zahl der Arbeitslosen stieg jahrelang an, die Steuereinnahmen des Staates sanken dramatisch. Die jetzt freien osteuropäischen Staaten wollen am Wohlstand teilhaben und locken mit Steuervergünstigungen und niedrigen Löhnen westliche Industriebetriebe in ihre Länder. Das hatte im Westen noch mehr Entlassungen und Steuerausfälle zur Folge. Erst ab 2005 ging es nach Reformen wirtschaftlich allmählich wieder aufwärts.

Die ehemaligen Ostblockländer drängen mit Macht in die EU, da sie sich davon viele Vorteile versprechen. 27 Länder gehören jetzt schon diesem Staatenbund an. In die NATO, den Nordatlantischen Verteidigungspakt, sind ohnehin schon fast alle von ihnen eingetreten.

Am 1. Januar 2002 führten die meisten EU-Mitgliedstaaten den EURO, die europäische Einheitswährung, ein.

Man hätte glauben sollen, dass es nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges für lange Zeit keine Kriege zur Lösung von Konflikten mehr geben würde. Dies erwies sich jedoch als Irrtum. Kaum jemals wurden so viele Kriege geführt, um politische Ideologien und Gebietsansprüche durchzusetzen wie heute.

Millionen von Menschen, vor allem in Afrika, hungern, besonders die Kinder sterben, weil Nahrung und medizinische Versorgung fehlen. Viele Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht. Kriege, Hunger, politische Verfolgung und Armut zwingen sie, ihre Heimat zu verlassen.

Nach den beiden verlorenen Kriegen innerhalb von 40 Jahren mit ihren schlimmen Folgen, unter denen wir noch heute leiden, haben wir in Deutschland das große Glück seit jetzt mehr als 60 Jahren in Friede leben zu können. Dass dieses nicht selbstverständlich ist, zeigen die Kriege, die vor wenigen Jahren auch noch in Europa, auf dem Balkan, geführt wurden.

Ich hoffe sehr, daß wir auch weiterhin in Frieden, Freiheit und Wohlstand leben können.

**Abb. 82:** Im ersten Schuljahr mit Lehrer Huep. v. l. n.r.: Gerda Bollmann, Elisabeth Bültemeier, Else Grewe, Gerda Greweling, Elfriede Müller, Hertha Obernolte, Margret Ottensmeier, Ingrid Pecher, Hanna Steffen, Ilse Steinmann, Magdalene Twelsiek, Else Wattenberg, Lieschen Wehmeier, Erika Wintermeier, Werner Hagemeier, Wilhelm Heitland, Karlchen Huep, Gustav Kahre, Adolf Kamann, Ernst Kuhlmann, Günter Sieker, Willi Schürmann, Reinhard Wattenberg. Später kamen hinzu Margrit Maroske und Gerhard Renz.

# Inhaltsverzeichnis

**Kindheit im Dritten Reich** ..... 7
Eine kurze Familiengeschichte ..... 9
Die Firma Wilhelm Pecher - eine der ältesten Möbelfabriken ..... 13
So war das Leben in jener Zeit ..... 16
Komfortwohnungen waren selten ..... 20
Die Berufsaussichten auf dem Lande waren nicht rosig ..... 22
Das Leben spielte sich größtenteils im kleinen Umkreis ab ..... 24
Das verwöhnte Nesthäkchen ..... 26
Unsere Minilandwirtschaft ..... 29
Und so war es in der „großen“ Landwirtschaft ..... 33
Die ländliche Vorratswirtschaft ..... 37
So war der Tagesablauf ..... 38
Supermärkte waren unbekannt, man kaufte im Kolonialwarenladen ..... 40
Die Mode jener Jahre ..... 44
Die täglich zu verrichtenden Arbeiten waren mühselig ..... 45
Ein großes Problem war die Müll- und Abwasserentsorgung ..... 48
Ferien bekamen nur die Kinder in der Schule ... ..... 51
Kleine Wehwehchen kurierte man selbst ..... 53
Als das Christkind noch die Geschenke brachte ..... 56
Verwandtenbesuche ..... 57
Wenn Vater unterwegs war ..... 57
Ein neues Auto ist fällig ..... 58
Onkel Heinrich, ein Original ..... 59
Der neue Garten ..... 61
Wir brauchten kein teures Spielzeug ..... 61
Die Autobahn wird gebaut ..... 64
Die politischen Ereignisse gingen unbeachtet an uns vorüber ..... 68
Die ersten Schuljahre in der Volksschule in Exter ..... 69
Es ist Krieg! ..... 73
Hitler wird größenwahnsinnig ..... 75
Willis „Heldentod“ in Russland ..... 75
Was sonst in Exter geschah ..... 76
Auf der „höheren Schule“ in Bad Salzuflen ..... 77
Der Bombenkrieg ..... 79
Immer häufiger ertönten die Luftschutzsirenen ..... 80
Die Ferienkinder brachten als Gastgeschenk Läuse mit ..... 81
Überall trauern die Menschen um ihre Toten ..... 81
Die Flüchtlinge werden zahlreicher, die Versorgung wird schlechter ..... 82
Die Gürtel müssen noch enger geschnallt werden ..... 83

Schulunterricht gibt es kaum noch ..... 83
Das Kriegsglück wendet sich ..... 84
Das Kriegsende naht ..... 85
Die Amerikaner erobern Exter, der Krieg ist für uns vorbei ..... 86
**Die turbulenten Nachkriegsjahre** ..... 92
Der Krieg ist zu Ende, und nun? ..... 92
Wir Kinder und die amerikanischen Soldaten ..... 92
Die Engländer beschlagnahmen ganze Stadtviertel ..... 93
Die Nöte des Alltags ..... 94
Die Polenüberfälle ..... 96
Die Überfälle der Zwangsarbeiterbanden hielten bis 1946 an ..... 97
Nichts geht mehr ..... 98
Herford war eine Trümmerwüste ..... 98
Neuanfang in der Fabrik ..... 99
Die kleinen Geschehnisse neben dem Kampf ums Überleben ..... 99
Unser Volkstanzkreis ..... 100
Es gibt wieder Schulunterricht ..... 102
Unser Auto wird wieder zugelassen, aber ... ..... 105
Die Not wird immer größer ..... 105
Wohnraum ist Mangelware ..... 106
Das Leben war recht eintönig ..... 110
Wenn einer eine Reise macht, so kann er was erleben ..... 110
Die Kriegsgefangenen kehren zurück ..... 113
Das Leben normalisiert sich langsam ..... 114
Auf die Währungsreform folgte das Wirtschaftswunder ..... 116
Meine Zukunftspläne ändern sich ..... 117
In der „Puddingschule“ in Wöltingerode ..... 118
In der Handelsschule Dr. Kohlhase in Bielefeld ..... 120
Mit Riesenschritten kommt die neue Zeit ..... 121
In Deutschland gibt es eine neue politische Kultur ..... 122
Es geht wieder aufwärts ..... 124
Man kann wieder reisen, aber noch nicht so komfortabel wie heute ..... 128
**Auch die letzten Jahrzehnte sind bereits Vergangenheit** ..... 130
In Exter blieb die Zeit nicht stehen ..... 131
Ein Kaleidoskop der letzten Jahrzehnte. ..... 139
**Die politische Entwicklung der letzten Jahrzehnte** ..... 142
Ein kleiner Rückblick ..... 142
So war die Entwicklung in Deutschland ..... 144

## Abbildungen:

Titelmotiv, 12, 13, 27, 28, 30, 31, 33, 41, 43-47, 54, 57, 60, 63, 82: Siepmann, Exter
1, 5, 14, 19, 22, 29, 34, 48-52, 58 59, 61, 69, 80, 81: Geschichtswerkstatt Exter
2, 25, 77, 79: Hanna Christ (†), Exter
3, 4, 10, 11, 20, 32, 42, 62, 64-67, 70, 74, 76, 78: Niemann, Exter
6, 8, 9, 15-18, 26, 35, 56, 68, 72 : König, Exter
7: LWL-Freilichtmuseum Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde, Fotograf: Großmann.
21: Riepe, Exter
23, 24: Kuhlmann, Exter
36-39: Kenneweg, Exter
40: MGG, Vlotho
53: Brüggemeier, Exter
55: Hunhoff, Exter
71, 73 Holtkamp, Lemgo
75: Wilke, Exter

## Stichwortverzeichnis Namen


**A**

Althaus 28
Arnholz 13

**B**

Bergmann 108
Blass 9,10
Böhm 61
Bollmann 146
Brinkmann 45
Brinkschmiede 73
Brockmeier 100
Brockmeyer 100
Budde 42,43,46
Bültemeier 77,92,93,100,131,146
Bünde 143
Büttner 12

**C-D**

Daube 13
Deppendorf 150
Dr. Bernsdorf 126,137
Dr. Dorr 135
Drieling 44
Droste 105
Dunker 100

**E**

Echtermann 101
Ellermann 40,41,42,64,66,89,134,135,137

**F**

Flörkemeier 100,103

**G**

Gödecke 28,109
Göhner 23,48,49,132
Grebe 108,126
Grewe 146
Gröne, Pastor 131,132
Grotegut 108,126

**H-J**

Hagemeier 135,146
Heitland 146

Helmich 134
Holtkamp, Pastor 131,132
Hoppensack 66,67,134
Horstmann 99
Huep 70,71,146

**K**

Kahre 85,100,108,146
Kamann 146
Kampmeier 34
Kenneweg 134
Kirchhoff 100
Knöner 39,41-43
Köhler 74
König 35,64,102
Kosiek 13
Köstermeier 44
Kreft 52,77
Krumme 40
Kuhlmann 42,43,66,89,90,134,135,137,146

**L**

Leßmann 71
Loose 126

**M**

Maroske 146
Marten 90
Meise 90
Meyer 98
Meyer, Dr. 55
Mülke, Dr., Zahnarzt 53
Müller 146

**N**

Niemann 15,100
Nitsche 135

**O**

Obernolte 146
Ottensmeier 90,146

**P-Q**

Pauk 15
Petersen (Peiti) 32
Pieper 133
Pottharst 44,137

**R**

Rau 150
Reckefuß 34,35,90
Reitemeier 43
Renz 146
Rohde 99,100,102
Römkens 114
Rose 125

**S**

Schäfer 82,88,100,108,109,110,126,127
Scheidt 17
Schillemanns 56
Schmiedeskamp 64,103,118
Schürmann 100,146
Sieker 146
Spilker 123, 124
Steffen 146
Steiner 131
Steinmann 146
Stuke 15,26,100

**T-V**

Twelsiek 146
Upmeyer 11
Viehmann & Fischer 44
Vogelsang 23,24,90
Volkmann 134

**W**

Wallenbrück 24,104
Wattenberg 146
Wehmeier 88,146
Wehmeyer 43
Wiebesiek 71 ff.
Wilke 42,43,134,135,137
Wintermeier 146
Wrachtrup 25,32,33,52,62,99,100 ff., 110

**X-Z**

Zenker 74

## Stichwortverzeichnis Orte und anderes


**A**

Apenbrink 108
Auf der Linde, Siedlung 131

**B**

Bad Senkelteich 60 ff.
Belzen 11
Bergertor, Herford 103
Bielefelder Straße, Herford 114 ff.

**C-D**

Clarenstraße, Herford 44
Detmolder Straße 64,134,138
Dornberger Heide 90,131
Dreierstraße 87

**E-F**

Exter Nr. 30 131
Exter Nr. 8 90
Exterbach 41,45,64
Exter-Talbrücke 64

**G**

Gehrenberg, Herford 98,122
Gelsenkirchener Barock 14

**H**

Hagen(Harden)mühle 25,97
Hämelingerstraße, Herford 44,122
Handelsschule Dr. Kohlhase, Bielefeld 120
Hollenhagen 34

**I-J**

Johanne-Stelzer-Straße 131,135
Johannisstraße, Herford 44,98
Jöllenbeck 11,57,76

**K**

Kahlenberg 58,100
Königin-Mathilde-Schule 103,115
Kreiskrankenhaus Herford 55
Kreissparkasse Herford 137

**L**

Loose, Waldrestaurant 126

**M**

Mühlenhof-Viertel, Siedlung 131

**N-Q**

Oberschule für Jungen, Herford 79,83,103
Pivit 23,30,43,48,49,56
Posen 13
Pulsfeld 32,61,125

**R**

Ravensberger-Gymnasium, Herford 103
Rennstraße, Herford 98
Rinteln 91
Rosen-Apotheke 137
Rote Erde, Siedlung 131

**S**

Schlecker 137
Schwarzenmoor 98,133
Solterberg 91,126,127,131,135
Solterbergstraße 131,138
Spenge 24
Stiftberg 94,97,103,105,115
Südmersen 42,76,88
Synagoge Vlotho 68

**T-V**

Texaco-Tankstelle 137
Valdorf 31
Valepagenhof 21
Villa Schöning 95

**X-Z**

Warschauer Allee 139
Weserhütte 87
Windmühle Lindemann 36
Wittel 133
Wöltingerode 118,120



ISSN 1619 - 7828 - Beiträge zur Ortsgeschichte - Nr. SD05
Geschichtswerkstatt Exter e. V. - Pivitstraße 25 - 32602 Vlotho - Ortsteil Exter
Internet: www.gwexter.org - E-Mail: info@gwexter.org
Redaktion und Gestaltung: Wilfried Sieber (v.i.S.d.P.)